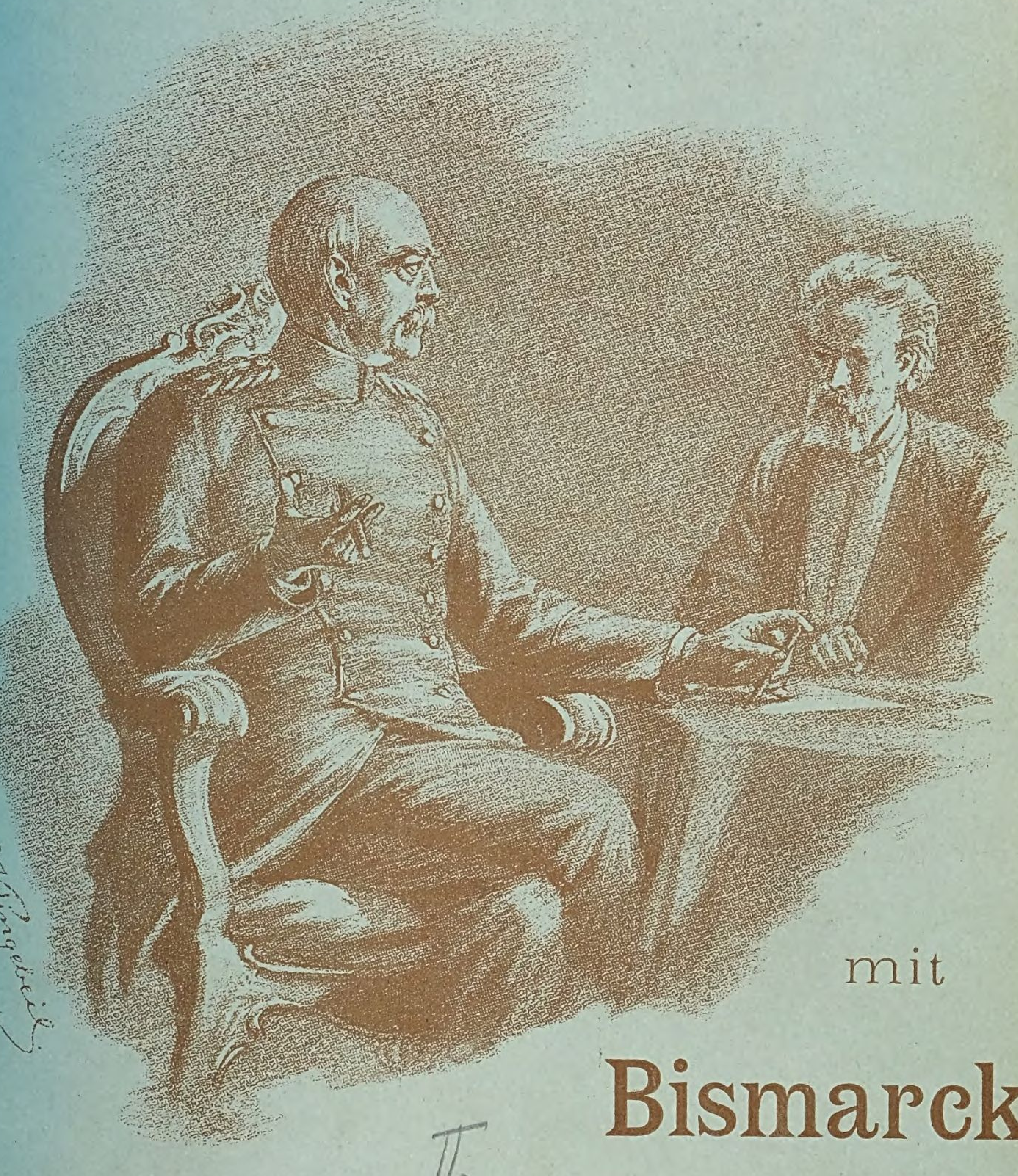
Unterredungen



mit Bismarck.

Berlin, W. 9.
Richard Eckstein Nachfolger.
(H. Krüger.)

Unterredungen

mit

Bismarck.

Gesammelt und herausgegeben

von

A. v. Unger.

Berlin W. 9.
Richard Eckstein Nachfolger.
(H. Krüger.)

Vorrede.

Indem der Verfasser der deutschen Nation eine zweite Sammlung von Unterredungen mit dem Fürsten Bismarck vorlegt, bezieht er sich auf die dem ersten Theil vorausgeschickten Vorrede. Er glaubte, wie es daselbst heißt, eine Lücke auszufüllen, indem er solche Unterredungen Bismarcks mit hervorragenden Männern, deren Inhalt mehr oder weniger wörtlich in die Oeffentlichkeit gedrungen ist und die sich in längst verwehten Zeitungsblättern, in Memoiren und Tagebüchern zerstreut finden, zusammengestellt hat, um das Bild zu vervollständigen, das uns die öffentlichen Reden u. s. w. liefern. Die Aufnahme, welche die erste Sammlung nicht bloß beim deutschen Publikum, sondern weit über die Grenzen des Reiches hinausgefunden, hat die Erwartungen des Verfassers und Verlegers weit übertroffen. Die Kritik der Presse ist überaus günstig ausgefallen und so erschien es dem Unterzeichneten wie der Verlagsbuchhandlung als eine Pflicht die erste Sammlung durch eine zweite zu vervollständigen, um auch diejenigen Unterredungen, welche im ersten Theile keinen Platz fanden, dem größeren Publikum zugänglich zu machen. Möge auch diese zweite Sammlung den Freunden der ersten willkommen sein! v. U.

Inhalt.

Graf Brandenburg (1848).

In dem neuen Geschichtswerke des Direktors der Staatsarchive, Professor Dr. Heinrich von Sybel, tst u. a. auch in sehr anziehender Weise die Einwirkung dargestellt, welche im Jahre 1848 der junge Herr v. Bismarck-Schönhausen — damals schon oft zu Rathe gezogen — auf den unschlüssigen König ausübte, als es sich darum handelte, der Schwierigkeiten Herr zu werden, welche aus der revolutionärcn Bewegung erwuchsen. Die hier einschlägige Erzählung v. Sybel's über deu Antheil von Bismarcks an der Ernennung des Ministeriums Brandenburg im November 1848 lautet:

„Unter dem Drucke einer wüsten Straßendemagogie, welcher ernstlich entgegenzutreten die schwachen Ministerien des Sommers nicht wagten, war die Mehrheit der Berliner Nationalversammlung mehr und mehr unter die Herrschaft der Linken getreten, was dann bei ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit in greller Weise zum Ausdruck gelangte. Bei dem Könige wuchs der Zorn über diese Zustände mit jeder Woche, daneben aber auch die Besorgniß über die schlimmen Folgen, welchen er durch ein ener-

gisches Einschreiten sich und den Staat aussetzen könnte. Er sah damals häufig einen seiner tapfersten Vorkämpfer im vereinigten Landtag, Herrn v. Bismarck-Schönhausen, und hatte seine Freude an der kräftigen Frische und der reichen Gedankenfülle des jungen Mannes. Einmal, auf der Terrasse der Orangerie bei Potsdam, besprachen sie wieder die Unerträglichkeit der Lage und die Mittel zur Abhilfe. Ein scharfes Auftreten, meinte der König, könnte zu gefährlich werden. Bismarck erwiderte, nur die Muthlosigkeit könnte Gefahr bringen, also Muth und Muth und wieder Muth und Majestät werden siegen. In diesem Augenblick trat die Königin hinter einem kleinen Gebüsch mit dem Ausrufe hervor: „Aber Herr v. Bismarck, wie können Sie in solchen Ausdrücken mit Ihrem Könige reden?“ „Laß ihn nur, sagte der König lachend, ich werde ihn schon unterkriegen“ — und setzte die Erörterung seiner zurückhaltenden Taktik fort. — Bald aber trieben die Ereignisse immer drängender zur Entscheidung. Nach der Niederwerfung des Frankfurter Aufstandes verlegte der deutsche Demokratenkongreß seine Zusammenkünfte nach Berlin, was dann eine weitere Erhitzung der radikalen Vereine und des auf sie schwörenden Proletariats sowie entsprechende Beschlüsse der Nationalversammlung zur Folge hatte . . . .

Schon im September hatte der König den aus Holstein zurückgekehrten General v. Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt; er befehligte dort drei Divisionen und verkündigte in einem drohenden Manifest, daß seine wesentliche Aufgabe der Schutz der Ordnung sei. Am 21. Oktober wurde General Graf Brandenburg aus Breslau nach Potsdam berufen; es war bekannt, mit welch' fester Hand er während des Sommers in Schlesien jede Ruhestörung unterdrückt hatte: auf ihn hatte jetzt Bismarck die Aufmerksamkeit des Königs gelenkt, Brandenburg war kein Fanatiker der Reaktion, sondern

bei unerschütterlicher Entschlossenheit in der Bekämpfung der Anarchie ein Mann von gemäßigter Gesinnung und vorurtheilsloser Auffassung, in politischen Fragen nicht von schöpferischer Genialität, aber klarem Verstande, unbedingter Zuverlässigkeit und nicht zu beirrenden Ehrgefühl. Ihm kündigte in Potsdam Herr v. Bismarck an, daß der König ihn zum Ministerpräsidenten bestimmt habe.

Als Graf Brandenburg erklärte, er wisse dies hohe Vertrauen zu würdigen, aber er sei kein Staatsmann und unerfahren in politischen Geschäften, erläuterte ihm Herr v. Bismarck, es handelte sich zunächst um keine verwickelten Fragen, sondern einfach um die Herstellung der Ordnung und Gesetzlichkeit.

Der Graf erwiderte nun: „Wenn ich der Elefant sein soll, welcher die Revolution zertritt, so bin ich bereit; dann aber muß ich einen Cornac haben, der in politischen Dingen Bescheid weiß, sonst geht die Sache doch nicht gut.“

Herr v. Bismarck fragte, wen er dazu im Sinne habe.

Der Graf sagte: „Der einzige von den Herren, den ich persönlich kenne, ist der Ministerial-Direktor v. Manteuffel.“

Der König war einverstanden, und Bismarck überbrachte Herrn von Manteuffel die Botschaft nach Berlin. Hier setzte es anfangs schwere Bedenken; Manteuffell meinte, das Volk würde ihn zerreißen, wenn er als Minister in der Nationalversammlung erschiene; indessen gelang es Bismarck, ihn zu beschwichtigen und zur Annahme zu bestimmen. Der zur Uebernahme des Kriegsministeriums berufene General v. Strotha nahm die Sache einfacher. In eiliger Fahrt kam er aus seiner rheinischen Garnison nach Berlin, gerade an dem Morgen, wo die neuen Minister in der Nationalversammlung erscheinen sollten. Er trat bei Bismarck ein, fragte nach keinem politischen Programm, sondern nur nach dem für die Sitzung befohlenen Kostüm, Uniform oder Zivil,“

Die Abgeordneten von Unruh und Temme (1849).

Herr von Unruh, der Präsident der Nationalversammlung von 1848, erzählt in seinen 1881 veröffentlichten „Erinnerungen" aus der Zeit der zweiten Kammer von 1849, welcher Herr von Bismarck zum ersten Male als Abgeordneter (vom Vereinigten Landtage abgesehen) angehörte:

„In den Abtheilungen saßen, wie im Hause, die Abgeordneten nach Fraktionen geordnet. Bismarck nahm seinen Platz in der Abtheilung in der Regel bei der Opposition, mir gerade gegenüber. Wir waren inzwischen bekannt genug geworden, um ihn zu fragen, was uns die Ehre verschaffe, ihn auf unserem Flügel zu sehen. Bismarck erwiderte lachend:

„O, das ist ganz einfach. Drüben bei meinen Freunden ist es sehr langweilig, hier amüsire ich mich besser."

Auch in der Restauration sprach Bismarck oft mit Abgeordneten von der Opposition, speciell von der äußersten Linken. Von einem solchen wurde ihm eine ähnliche Frage vorgelegt,

wie von mir in der Abtheilung, wie es komme, daß er soviel mit der Linken verkehre. Bismarck antwortete sofort:

„Warum soll ich mit Ihnen nicht reden, Sie gehen mir doch nicht aus dem Wege und fürchten nicht, durch Ihre Unterhaltungen mit mir Ihren politischen Ruf zu schädigen. Da giebt es aber Leute von der ministeriellen Seite, die gehen mir aus dem Wege, weil sie besorgen, in den Ruf der Reaction zu kommen."

Wie Bismarck häufig das Gespräch mit einem pikanten Einfall endigte, so sagte er zu mir:

„Nun wissen Sie was, wenn Ihre Partei siegt, so nehmen Sie mich in Schutz, und kommt meine Partei oben, so werde ich Ihnen denselben Dienst leisten. Schlagen Sie ein."

„Sehr gern," antwortete ich und wir lachten Beide.

Acht Jahre später hatte ich Veranlassung, Bismarck an diese scherzhafte Abrede zu erinnern und seine Vermittelung in Anspruch zu nehmen. Er hielt präcise Wort, obgleich es sich ursprünglich nur um einen Scherz handelte.

Unruh war nämlich nach 1850 zum Direktor einer Berliner Maschinenfabrik gewählt worden, der Handelsminister v. d. Heydt bedrohte aber die betreffende Aktiengesellschaft mit Nachtheilen für den Fall, daß er dabei bleibe. Auf sein Ersuchen bemühte Herr v. Bismarck sich um die Aufhebung dieser Maßregelung, aber vergeblich. Zur Kennzeichnung der damaligen Zustände ist der folgende Bericht Unruh's interessant: „Inzwischen hatte ich erfahren, daß der König, dem man zugetragen hatte, daß ich den Bau der Gasanstalt in Potsdam von Dessau aus leitete, geäußert hatte: „Ach, mein Gegenkönig von 1848, nun, ich habe nichts dagegen, daß er Potsdam erleuchte." Die Eingabe des Verwaltungsraths wurde dem Minister des Innern von Westphalen zum Bericht zugefertigt. Auch diesen besuchte ich persönlich, wurde höflich aufgenommen, aber bedeutet, der

Minister könne nicht dulden, daß in Berlin mehr als tausend Arbeiter unter meinem Kommando ständen. Herr von Westphalen soll an den König berichtet haben, daß er für die Ruhe Berlins nicht einstehen könne, wenn man mich zuließe. Der Verwaltungsrath wurde abschläglich beschieden. So blieb mir nichts übrig, als auf das Anerbieten einzugehen, lediglich als Mitglied des Verwaltungsraths bei der Gesellschaft thätig zu sein, bis ein Ministerwechsel stattfinde.“

Temme erzählt aus jener Zeit: „Das Loos brachte Bismarck und mich in dieselbe Abtheilung. Der hohe Adel, der Kleinadel und fünf Demokraten (Georg Jung, d'Ester, Schulze-Wanzleben und Temme, der fünfte wird nicht genannt) saßen in der Abtheilung.

Man saß an einem langen Sitzungstische. Der hohe Adel hatte in geschlossenen Reihen das eine Ende des Tisches eingenommen; wir fünf Demokraten saßen an dem entgegengesetzten Ende beisammen. In der Mitte befanden sich die andern Mitglieder der Abtheilung. Herr von Bismarck saß mitten zwischen dem hohen Adel. Eines Tages, mitten in einer Sitzung, erhob sich plötzlich Herr von Bismarck, schob seinen Stuhl mit Geräusch zurück, nahm seine Mappe und seine Papiere, schritt mit Aplomb an der ganzen Länge des Tisches vorüber zu dessen anderem Ende, nahm einen leeren Stuhl und saß auf einmal mitten zwischen den fünf Demokraten. „Diese sind mir doch gar zu dumm!“ führte er sich bei uns ein, auf das Ende des Tisches zeigend, das er verlassen hatte. Er blieb an unserem Ende. Er war sehr liebenswürdig in seiner Weise; wir blieben ihm nichts schuldig. Wir blieben als gute Nachbarn zusammen, obwohl wir politisch derbe an einander kamen. Es war wohl ein eigenthümliches Schauspiel, wie aus unserem kleinen Häuflein an dem demokratischen Tischende die kräftigsten Angriffe auf Reaktion, Aristokratie und Junkerthum fielen, und dann auf

einmal aus der Mitte desselben Häufleins in der junkerlichsten Weise die Demokratie mitgenommen wurde. Der offizielle Streit wurde gewöhnlich im gemüthlichen Privatgespräch fortgesetzt. So erinnere ich mich, daß einmal — ich glaube, es war bei der Debatte über die Aufhebung des Belagerungszuzustandes in Berlin — Herr von Bismarck zu seinem Nachbar d'Ester sagte, „Wenn ich zu befehlen hätte, ich ließe Sie sofort erschießen.“ Worauf der stets redefertige d'Ester ihm erwiderte: „Hm! Herr von Bismarck, wenn wir einmal das Regiment haben, Sie ließe ich hängen.“ Dem kleinen d'Ester war es trotz der Freundlichkeit, mit der er es sagte, vielleicht voller Ernst.“

König Friedrich Wilhelm IV. (1851.)

Bismarck hatte erkannt, daß ein großes, vaterländisches Ziel nicht mit glänzenden Reden und Kammermehrheiten, nicht mit diplomatischen Kunstgriffen und militärischen Scheindrohungen erreicht werden könne, sondern daß dazu vor allem der thatkräftige Wille und der Nachdruck einer wahren Macht nöthig sei. Darum wünschte er zuerst sein engeres Vaterland groß und mächtig zu wissen durch die Eintracht zwischen König und Volk und durch ein starkes waffenbereites Heer, um durch Preußen das gesammte Deutschland zu Macht und Ansehen erhoben zu sehen.

Doch um diese Gedanken ausführen zu können, war es nöthig, daß Bismarck noch durch eine ernste Schule des Lebens ging, daß er die staatsmännische Tüchtigkeit im Verkehr mit den Diplomaten und im Umgang mit den Gewaltigen der Erde, den gekrönten Häuptern, erlernte. Er sollte vor allen anderen deutschen Volksmännern hierzu die mannigfachste Gelegenheit haben. König Friedrich Wilhelm IV. belohnte die Verdienste seines unerschrockenen brandenburgischen Edelmannes durch das große Zutrauen, mit welchem er ihn zum

Gesandten Preußens am Bundestag in Frankfurt a. M. berief. Diese Ernennung war der eigenste Gedanke des Königs. Dieser hatte nicht vergessen, daß Bismarck in den Märztagen von 1848 ein Schreiben tiefer Ergebenheit und wahrer Treue an ihn gerichtet hatte. Derselbe war öfters am Hofe, seitdem er bei der Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England vom Könige die Aufforderung erhielt, zu dessen Begrüßung nach Potsdam zu kommen.

Während der verschiedenen Ministerkrisen des Jahres 1848 wurde er auch öfters zu Unterhandlungen mit Persönlichkeiten, zuletzt auch mit Manteuffel, wegen Eintritts in das Ministerium verwandt. Die Nachricht von seiner Ernennung für den Frankfurter Posten traf Bismarck völlig unerwartet, als er sich während der Vertagung des Landtages in den Osterferien zu Reinfeld aufhielt. Er kehrte nach Berlin zurück, besuchte den Minister von Manteuffel und erfuhr von diesem, daß der König ihn zu sprechen wünsche.

Auf den ersten Bericht Manteuffels, daß Bismarck bereit sei, die Ernennung anzunehmen, hatte der König den Eindruck empfangen, daß Letzterer sich doch sehr rasch entschlossen habe. Er fragte ihn daher, ob er auch die große Wichtigkeit und die Schwierigkeiten dieser Stellung gehörig erwogen habe; er bewundere seinen Muth. Bismarck erwiderte, des Königs Muth, ihn zu ernennen, sei größer als der seinige, anzunehmen. „Eure Majestät können es ja mit mir versuchen," fügte er mit freimüthiger Bescheidenheit hinzu; „geht es nicht, so ist es ja leicht, die Ernennung rückgängig zu machen."

Es lag in dem Tone dieser Worte ein so entschlossener Muth, eine so feste Zuversicht, daß der König fast erstaunt war. Mit wohlwollender Miene sagte er: „Versuchen Sie es mit Gott!"

Kaiser Wilhelm I. (1851.)

Man pflegt die erste nähere Bekanntschaft des Kaisers Wilhelm I. mit Herrn von Bismarck auf die Zeit zurückzuführen, wo er als Prinz von Preußen denselben in Frankfurt a. M. als Bundestagsgesandten traf und von Coblenz aus öfter Besuche mit ihm austauschte.

In Frankfurt a. M. rollten am 11. Juni 1851 — so wird uns erzählt — mehrere mit Wappen geschmückte Wagen die Hauptstraße, die „Zeil," hin nach dem Bahnhofe. Daselbst stiegen die Herrschaften aus und gruppirten sich auf dem Perron. Einige von den Herren waren mit Sternen und Orden geschmückt, andere erschienen in einfacher Kleidung, unter diesen ein Mann von hohem Wuchs. „Herr Legationsrath", redete der Angesehenste der Gesellschaft den Letzteren an, „treten Sie doch hierher, daß ich Sie dem hohen Herrn vorstelle." „Wenn Excellenz befehlen," versetzte der Angeredete, „habe aber schon die Ehre, Sr. Königl. Hoheit bekannt zu sein."

„Er kommt! Er kommt!" hörte man in diesem Augenblick aus der Menge rufen. Der Extrazug brauste heran und

der Prinz von Preußen stieg mit glänzendem Gefolge aus. Auf dem Perron begrüßten ihn die Offiziere und die Mitglieder der Bundestagsgesandtschaft ehrerbietig, während er selbst vielen, die ihm bekannt waren, die Hände schüttelte. „Ach — willkommen, Herr von Rochow", redete er den Chef der preußischen Gesandtschaft an, „ich freue mich, Sie wohl zu finden, Ihr Aussehen verräth, daß die Tafel der Gesandten gut bestellt ist." — „Ganz leidlich, Königl. Hoheit", versetzte der Gesandte, wäre nicht die unliebsame Arbeit, so viele Köpfe unter einen Hut zu bringen, so könnte man etwas rund werden." „Rege Arbeit ist heilsam," bemerkte der Prinz, „indeß, ich sehe dort einen Ihrer Herren über alle hervorragen — jetzt erkenne ich ihn, es ist Herr von Bismarck, der unlängst eingetretene erste Botschaftsrath." „Ihr Nachfolger?" fragte der Prinz mit einiger Verwunderung, „ist er nicht zu jung für einen solchen Posten, den sonst nur alte, gewiegte und erfahrene Staatsmänner bekleiden?" — „So dachte ich auch, als er hier eintrat," erwiderte der Gesandte, „er ist aber eine absonderliche Natur, — fertig bis zur Unberechenbarkeit. Er spricht stets gerade heraus, wie er denkt, geht ohne Umschweife auf sein Ziel los und weiß doch den Dingen wieder eine andere Wendung zu geben, die man gar nicht vermuthete."

Bald stand der Legationsrath vor dem Fürsten. „Ich habe Sie schon vor etwa sechszehn Jahren in Berlin gesehen,', sagte der Prinz. „Sie traten damals vor mich als Auskultator mit einem jungen Mann von gleich ansehnlicher Statur. Es schien mir fast, auch die Justiz wähle ihre Jünger nach der Größe, nicht allein die Garde. Aber jetzt befinden Sie sich auf einem Posten, wo nicht leibliche Größe, sondern geistige Thätigkeit entscheidet. Fühlen Sie die Kraft in sich, solchen Anforderungen zu genügen?" — „Darüber steht mir kein Urtheil zu," erwiderte Herr von Bismarck, „doch sprach ich mich bereits vor

Seiner Majestät darüber aus — ich meinte, man könne es ja mal mit mir versuchen, zeige ich mich ungenügend, so möge man mich entlassen." — Bei seiner Verabschiedung sagte Bismarck bescheiden: Königliche Hoheit haben die Gnade gehabt, sich meiner noch zu erinnern!" „Es giebt," erwiderte der Prinz, Gesichter, die man im Leben nicht so leicht vergißt. Ich werde Ihnen Gelegenheit geben, noch weiterhin mit mir in Beziehung zu treten."

Diese Erzählung hinkt in dem einen Punkte, daß der Prinz und Herr von Bismarck sich seit 1847 fast nie aus den Augen verloren hatten; ihr Zusammentreffen in Frankfurt also nicht den Charakter einer pikanten Wiedererkennungsscene haben konnte. Im März 1848, als den Prinzen das vollste Maß der Unpopularität traf, finden wir den Herrn von Bismarck bei ihm zum Besuche. Als der Prinz aus der Verbannung in England nach Preußen zurückkehrte, erblickte er auf dem Bahnhofe in Potsdam im Hintergrunde der Gesellschaft, die ihn feierlich und herzlich empfing, wieder den jungen Mann „in hohem Wuchs", der ihm sehr wohl bekannt war, und dem er beim Wiedersehen erfreut die Hände schüttelte. Als Mitglied der zweiten Kammer setzte Herr von Bismarck seine Besuche im prinzlichen Palais fort. Freilich gingen während dieser Zeit die politischen Anschauungen etwas auseinander.

Aus der Frankfurter Gesellschaft (1851 ff.).

Ueber eine Unterredung, die Herr von Bismarck im November 1851 mit dem österreichischen Bundestagspräsidenten Graf Thun hatte, berichtete der erstere selber nach Berlin:

„Bei Gelegenheit einer Besprechung mit Graf Thun habe ich heute in der Form einer rein privaten Expektoration ihm die nach meinem Dafürhalten unausbleiblichen beklagenswerthen Folgen entwickelt, welche die agressive Politik Oesterreichs gegen den Zollverein nach sich ziehen müsse. Er antwortete mir mit dem Tone freundschaftlicher Offenheit ungefähr Folgendes:

Die unverhältnißmäßig großen Opfer, welche Preußen in dem Vertrage vom 7. September (mit Hannover) gebracht habe, seien der beste Beweis, daß es sich bei demselben weniger um die kommerzielle als um die politische Bedeutung handle. Wenn ich annehme, daß er ein ebenso guter Oesterreicher sei, als ich Preuße, so werde ich natürlich finden, daß er es billige, wenn seine Regierung alles daran setze, um zu verhindern, daß Oesterreich in noch schrofferer Weise als früher vom Zollverein, von einer neuen, das ganze übrige Deutschland umfassenden Korporation ausgeschlossen werde. In Wien sei man weit davon entfernt,

den Zollverein stören zu wollen, nur müsse derselbe Bahnen annehmen, die einen Beitritt Oesterreichs, wenn nicht sofort ermöglichten, doch anbahnten. Den Zweck, die Zoll- und Handelsgesetzgebung auf den Bund zu übertragen, gestand er ein, und fand ihn ganz natürlich für Oesterreich; auch leugnete er keineswegs, den Unterhändler Hock mit entsprechenden Aufträgen an die westdeutschen Höfe entsendet zu haben; er bedauerte, daß Preußen in dem Bunde nur ein Polizei- und Militär-Institut wolle. Ein überwiegender Einfluß Oesterreichs in Deutschland liege in der Natur der Dinge, so lange Oesterreich sich ohne Selbstsucht an Deutschland hingebe; breche es diese letztere Bedingung, so werde Preußen an Oesterreichs Stelle treten, halte es jene Bedingung, so sei Preußens Aufgabe eine gleiche, mit Oesterreich gemeinsame Hingabe für die Interessen der Gesammtheit. So lange das gegenseitige Verhältniß nicht frei von partikularistischer Eifersucht sei, könne das jetzige gute Einvernehmen nicht ein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand genannt werden.

Er sprach wie Posa und entwickelte großdeutsche Schwärmerei; ich vervollständigte seinen Ideengang dahin, daß danach die Existenz Preußens, und noch weiter der Reformation ein bedauerliches Factum sei; wir beide könnten es aber nicht ändern und müßten nach Thatsachen, aber nicht nach Idealen rechnen, und ich bäte ihn, zu überlegen, ob die Resultate, die Oesterreich auf den Hock'schen Wegen wirklich erreichen werde, die Annehmlichkeit des preußischen Bündnisses aufwiegen würden; denn ein Preußen, welches, wie er sich ausdrückte, „der Erbschaft Friedrichs des Großen entsagte", um sich seiner wahren providentiellen Bestimmung als Reichs-Erzkämmerer hingeben zu können, bestehe in Europa nicht und ehe ich zu einer derartigen Politik zu Hause riethe, würde eine Entscheidung durch den Degen vorhergehen müssen.

Er verglich Preußen mit einem Manne, der einmal das Loos von 100,000 Thalern gewonnen hat und seinen Haushalt auf die jährliche Wiederkehr dieses Ereignisses einrichte. Ich erwiderte ihm, wenn diese Ansichten in Wien so klar wären, wie bei ihm, so sähe ich allerdings voraus, daß Preußen nochmals in der bewußten Lotterie werde setzen müssen; ob es gewinnen werde, stehe bei Gott. Diese Unterhaltung wurde im Ganzen in mehr scherzhaftem Tone geführt, und verlor nicht den Charakter objectiver freundschaftlicher Betrachtung; bei mir hat sie aber die Ueberzeugung befestigt, daß Österreich die Bedeutung unseres Bündnisses oder unserer Abneigung empfinden muß, ehe es den Werth davon einsehen oder nach dieser Einsicht handeln wird. Thun ist stets in seinen Meinungen das Daguerrotyp seines Chefs, und ich zweifle nicht, daß letzterer seine Politik in dem Sinne gegen Thun entwickelt hat, wie dieser heute gegen mich."

Ueber die Nachfolger des Grafen Thun sprach sich Herr von Bismarck einmal in Versailles während der Belagerung von Paris aus.

„Mit Thun war auszukommen," sagte er, „der war ein anständiger Mensch. Rechberg war im ganzen auch nicht übel, wenigstens persönlich ehrlich, wenn auch sehr heftig und aufbrausend — einer von den hitzigen „Hochblonden", über die er sich dann weiter verbreitete.

„Als Oesterreichischer Diplomat damaliger Schule freilich durfte er's mit der Wahrheit nicht genau nehmen." — — — „Der dritte aber, Prokesch, war gar nicht mein Mann. Der hatte aus dem Orient die ärgsten Intriguen mitgebracht. Die Wahrheit war ihm ganz gleichgültig. Ich entsinne mich, einmal in einer großen Gesellschaft wurde von irgend einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte. Da sagte er, daß ich's hören sollte, mit erhobener Stimme:

„Wenn das nicht wahr wäre, da hätte ich ja im Namen der kaiserlich königlichen Regierung (er betonte das Wort stark) gelogen!"

Dabei sah er mich an; ich sah ihn wieder an und sagte gelassen: „Allerdings, Exzellenz."

Er war offenbar erschrocken, und als er sich umblickte, und lauter niedergeschlagenen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das mir Recht gab, wendete er sich still ab und ging in's Speisezimmer, wo gedeckt war. Nach Tische hatte er sich erholt. Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glase — sonst hätte ich gedacht, er wolle mich fordern — und sagte: „Na, lassen Sie uns Frieden machen."

„Warum denn nicht?" sagte ich. „Aber das Protokoll muß doch geändert werden!"

„Sie sind unverbesserlich," erwiderte er lächelnd, und damit war's gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte."

Busch erzählt noch die folgende Reminiscenz Bismarcks an die Frankfurter Zeit:

„In Ferrières unterhielten wir uns eines Abends im September 1870 über die Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage im Bundestage der fünfziger Jahre. Graf Bismarck-Bohlen, der sich im Verlaufe des Gespräches zu uns gesellte, machte die Bemerkung, das müsse doch zum Einschlafen gewesen sein. „Ja", versetzte der Kanzler, „in Frankfurt schliefen sie mit offenen Augen. Überhaupt eine schläfrige, fade Gesellschaft, die erst genießbar wurde, wie ich als der Pfeffer hinzukam." — Ich fragte nach der „berühmten" Cigarrengeschichte. — „Welche meinen Sie?" — „Die, wo Exzellenz, als Rechberg Ihnen was vorrauchte, sich auch eine ansteckten." — „Ja das war einfach. Ich kam zu ihm, als er arbeitete und dazu rauchte. Er bat mich einen Augen-

blick zu verziehen. Ich wartete eine Weile, als es mir aber zu lange wurde, und er mir keine Cigarre anbot, nahm ich mir eine und ersuchte ihn um Feuer, das er mir mit etwas verwundertem Gesichte auch gab. Aber es ist noch eine andere Geschichte der Art zu erzählen. Bei den Sitzungen der Militärcommission hatte, als Rochow Preußen beim Bundestage vertrat, Österreich allein geraucht. Rochow hätte als leidenschaftlicher Raucher es auch gern gethan, getraute sich aber nicht. Als ich nun hinzukam und nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den anderen Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereigniß. Für diesmal rauchten nun bloß Oesterreich und Preußen. Aber die anderen Herren hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten. Auch nach Berlin muß man's geschrieben haben; denn es erfolgte eine Anfrage vom Hochseligen, der selber nicht rauchte und die Sache vermuthlich nicht nach seinem Geschmacke fand. Die Sache erforderte an den kleineren Höfen reifliche Überlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenk, der bayrische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostiz hatte ohne Zweifel auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubniß von seinem Minister. Als er aber das nächste Mal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, mußte er, der eifrig österreichisch war, — er hatte dort Söhne in der Armee — sich mit seinem Nachbar schon verständigt haben, denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren noch der Württemberger (von Reinhard), und der Darmstädter (von Münch-Bellinghausen) übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch und so langte richtig das folgendemal der

Württemberger eine Cigarre heraus — und ich sehe ihn noch damit, es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding, Couleur Roggenstroh, — und rauchte sie mit mürrischer Entschlossenheit als Brandopfer für das schwäbische Vaterland wenigstens halb. Nur Hessen-Darmstadt enthielt sich."

Kaiser Napoleon (1857).

Ungefähr ein Jahr nach Beendigung des Krimkrieges, um Ostern 1857, ging Bismarck nach Paris mit einem Auftrage des Königs, der sich auf die Angelegenheit Neuschatel bezog. Am 5. März waren die Konferenzen zur Schlichtung des zwischen Preußen und der Schweiz ausgebrochenen Streites eröffnet worden. Der Kaiser, über die Vorgänge in Berliner Hof- und Regierungskreisen stets wohl unterrichtet, wußte offenbar, daß der König mit Bismarck auf intimerem Fuße stand, als mit anderen Gesandten, ihn mehrmals als Minister-Kandidaten ins Auge gefaßt und einmal das bestimmte Verlangen gestellt hatte, daß er Minister des Auswärtigen werden, Herr von Manteuffel das Präsidium behalten und dazu das Finanzministerium überhmen sollte, — eine Kombination, welche den Beifall weder des Herrn von Manteuffel noch des Herrn von Gerlach gefunden hatte. — Der Kaiser, der dies alles wußte, ließ Herrn von Bismarck zu sich in die Tuilerien bitten. Er hatte in dem Neufchateller Handel ein großes Entgegenkommen gegen Preußen an den Tag gelegt und das zum Theil deswegen erreichte Verständniß mit der Schweiz hatte die Aufträge des

Herrn von Bismarck erledigt. Unabhängig von diesen abgemachten Händeln, aber augenscheinlich in der Voraussetzung, daß er für seine Haltung auf ein Entgegenkommen Preußens in anderen Dingen zu rechnen habe, setzte der Kaiser seinem Gaste auseinander, wie ungerecht es sei, ihn zu beschuldigen, daß er nach der Rheingrenze strebe. Das linksrheinische, deutsche Ufer mit etwa 3 Millionen Einwohnern würde für Frankreich eine unbequeme, unhaltbare Grenze sein; die Natur der Dinge werde Frankreich dahin treiben, auch Luxemburg, Belgien und Holland zu erwerben, oder doch in eine entschiedene Abhängigkeit zu bringen. Das Unternehmen werde daher früher oder später Frankreich zu einer Vermehrung von 10 bis 11 Millionen thätiger Einwohner bringen. Eine solche Vermehrung der französichsen Macht werde von Europa unerträglich befunden worden. Diese an Napoleon I. erinnernde Prätention sei für die gegenwärtigen Verhältnisse zu hoch; man werde sagen, Frankreichs Hand sei gegen Jedermann, und deshalb werde Jedermanns Hand gegen Frankreich sein. Vielleicht werde er unter Umständen zur Befriedigung des Nationalstolzes eine kleine Abrundung der Grenzen verlangen, könne aber auch ohne eine solche leben. Wenn er wieder eines solchen Krieges bedürfen sollte, würde er denselben eher in der Richtung von Italien suchen. Einestheils habe dieses Land doch immer eine große Affinität mit Frankreich; andererseits sei das letztere an Siegen zu Lande schon reich genug. Eine viel größere Befriedigung würden die Franzosen in einer Ausdehnung ihrer Seegrenze finden. Der Franzose sei kein Seemann von Natur, sondern ein guter Landsoldat und eben deshalb seine Erfolge zur See ihm viel schmeichelhafter. Dies allein sei das Motiv, welches ihn hätte veranlassen können, zur Zerstörung der russischen Flotte im schwarzen Meere zu helfen, da Rußland, wenn dereinst im Besitz eines so vortrefflichen Materials wie die griechischen

Matrosen, ein zu gefährlicher Rival im Mittelmeere werden würde. (Herr von Bismarck hatte den Eindruck, daß der Kaiser in diesem Punkte nicht ganz aufrichtig war, daß ihm die Zerstörung der russischen Flotte leid that und daß er sich nachträglich eine Rechtfertigung für etwas zurecht machte, in welches er, wie England nach dem Ausdruck seines auswärtigen Ministers in den Krimkrieg, wie ein steuerloses Schiff „hineingetrieben" war.) Als Ergebniß eines solchen Krieges denke er sich ein Verhältniß der Intimität und Abhängigkeit Italiens zu Frankreich, vielleicht die Erwerbung einiger Küstenpunkte. Zu diesem Programm gehöre nothwendig, daß Preußen ihm nicht entgegen sei. Frankreich und Preußen seien aufeinander angewiesen; er halte es für einen Fehler, daß Preußen 1806 nicht wie andere deutsche Mächte zu Napoleon gehalten hätte. Es müßte für Preußen wünschenswerth sein, sein Gebiet durch die Erwerbung Hannovers und der Herzogthümer zu consolidiren. Für eine solche Kombination sei es aber erforderlich, daß Preußen seine Marine verstärke. Es fehle an Seemächten zweiten Ranges, die durch Vereinigung ihrer Streitkräfte mit den fränzösischen das jetzt erdrückende Uebergewicht Englands aufhöben. Eine Gefahr für sie selbst und für das übrige Europa könne darin nicht liegen, weil sie zu einseitig egoistisch französischen Unternehmungen sich nicht hergeben würden. Zunächst wünsche er sich der Neutralität Preußens zu versichern für den Fall, daß er mit Oesterreich in Krieg geriethe. Herr von Bismarck möge den König über dies Alles sondiren.

Bismarck antwortete: Er sei doppelt erfreut, daß der Kaiser diese Andeutungen gerade ihm gemacht habe, einmal, weil er darin einen Beweis von Vertrauen sehen dürfe, und zweitens, weil er vielleicht der einzige deutsche Diplomat sei, der es auf sich nehmen würde, diese ganze Eröffnung zu Hause, auch seinem Souverain gegenüber, zu verschweigen. Er bäte

den Kaiser dringend, sich dieser Gedanken zu entschlagen; es läge außer aller Möglichkeit, daß der König Friedrich Wilhelm IV. auf dergleichen einginge; eine ablehnende Antwort sei unzweifelhaft, wenn demselben die Eröffnung gemacht würde. Dabei bleibe im letzteren Falle die große Gefahr einer Indiskretion, einer, gar nicht übelgemeinten, vertraulichen Aeußerung darüber, welchen großen Versuchungen Preußen widerstanden habe. Wenn irgend eine andere deutsche Regierung in die Lage versetzt würde, über dergleichen Aeußerungen nach Paris zu berichten, so werde das für Preußen so werthvolle gute Vernehmen mit Frankreich gestört werden. Die Unterredung schloß damit, daß der Kaiser Herrn von Bismarck für diese Offenheit seinen Dank aussprach, und er ist ihm für dessen Verschwiegenheit immer dankbar geblieben. Dreizehn Jahre lang war von dieser Unterredung kein Wort über die Lippen Bismarcks gekommen. Erst in einer der langen Winternächte in Versailles wurde sie einem hohen Herrn erzählt und von einem Begleiter des Fürsten aufgezeichnet, dem der Verfasser (F. v. Köppen) sie verdankt.

Ein österreichischer Offizier (1866).

Herr von Bismarck hatte bald nach Königgrätz eine Unterredung mit einem verwundeten österreichischen Offizier. Er sagte zu diesem:

„. . . . Preußen hat ein großes Interesse daran, daß die Habsburgische Monarchie ihre Machtstellung behaupte. Oesterreich und Preußen haben beide im Interesse des Germanenthums ihre eigene Mission zu erfüllen. Preußen soll als Vormacht die Einigung Deutschlands zu Wege bringen; Oesterreich soll als Verbündeter Preußens die Interessen des Germanenthums im Orient wahren und das Aufeinanderplatzen des Slawenthums und Germanenthums — als Bindeglied zwischen den beiden — verhindern."

„Ist es möglich?" rief der Offizier, „man sagt ja, Exzellenz werden früher oder später Oesterreich in Deutschland einverleiben!"

„Ich weiß, daß man das sagt, aber kein Staatsmann kann das glauben; ich müßte reif für das Irrenhaus sein, um ein solches Unternehmen im Schilde zu führen. Mit dem Aus-

scheiden Oesterreichs aus dem deutschen Bunde ist nur der erste Schritt zur Einigung Deutschlands vollbracht. Es werden Jahre vergehen, bis es Preußen als Vollmacht gelingt, die Einheit Deutschlands selbst nur der äußeren Form nach zu Wege zu bringen; es braucht vielleicht ein halbes Jahrhundert dazu, bis diese Einheit auf so feste Grundlagen gestellt sein wird, welche nicht mehr umgestoßen werden können. Ich werde längst todt sein, und meine Nachfolger werden noch immer vollauf zu thun haben, um die Grundlagen der Einheit Deutschlands zu befestigen. Nun muthet man uns den tollen Streich zu, daß wir uns durch die Annektirung Oesterreichs durch vierzehn Million Slaven eine klerikale deutsch-österreichische Partei und eine ultramontane mächtige Aristokratie auf den Hals laden wollen."

Amtsrath Dietze (1867).

Wie bekannt, verkehrte Herr von Bismarck besonders in früheren Jahren, als seine Gesundheit noch solider war, seine Regierungsgeschäfte ihn noch nicht so übermäßig in Anspruch nahmen, recht regelmäßig in Barby bei seinem Günstlinge, dem Amtsrath Dietze. In jedem Winter fanden dort große Jagden statt, denen die Anwesenheit Bismarck's einen besonderen Reiz ertheilte. Es lag in der Natur der Sache, daß die gemüthlichen Plaudereien, die sich bei solchen Gelegenheiten entspannen, oft genug auf das politische Gebiet kamen, um dem Grafen (in der Zeit, von der wir reden, schlummerte der Fürstentitel noch im Schooße der Zukunft) wiederholten Anlaß zu Aeußerungen zu geben, die ganz den pointenhaften Charakter seiner Reden trugen und von den Hörern natürlich gierig verschlungen wurden.

So gerieth die Unterhaltung eines Tages — es war nicht lange nach dem österreichischen Kriege — auf das Thema der Verfassungskämpfe und Bismarck sprach sich dabei über den Absolutismus ziemlich wortgetreu wie folgt aus:

„Ich kenne alle Souveräne Europas und empfinde außerordentliche Hochachtung vor vielen derselben; Sie werden aber,

meine Herren, es nicht als eine bloße Phrase ansehen, wenn ich Ihnen versichere, daß ich keinen von allen so tief verehre, wie S. Majestät unsern König Wilhelm. Selbst diesen unseren König Wilhelm möchte ich jedoch nicht als absoluten Monarchen sehen, wie ich denn überhaupt den Absolutismus für die unglücklichste aller Staatsformen halte. Sie glauben nicht, welchen Antheil an den Geschicken eines absolut regierten Landes oft der Einfluß eines raffinirten Kammerdieners besitzt."

Im Gegensatz dazu setzte Fürst Bismarck die Gefahr des reinen parlamentarischen Regiments in die Begünstigung des Minister-Absolutismus.

Nach dem Nordpol (1869).

In so rosiger Laune habe ich den Fürsten Bismarck selten gesehen, als an einem Junitage des Jahres 1869, wo er bei einem Besuche des Königs Wilhelm in Bremen mit diesem die „Germania" besichtigte, eines der beiden Schiffe, die eben im Begriffe waren, zu einer Nordpolarexpedition abzusegeln. Von Bremen aus hatte ein Eisenbahnzug den König mit großem Gefolge aus Berlin und mit einer noch größeren Anzahl seiner Bremer Wirthe nach Geestemünde gebracht. Von da aus ging es auf den Dampfer „Deutschland," wo ein splendides Dejeuner eingenommen wurde und von da in ausgezeichneter Stimmung auf den Nordpolfahrer „Germania." Dort präsentirten sich die Gelehrten und Kapitäne der Expedition. Der König unterhielt sich mit ihnen, Fürst oder vielmehr Graf Bismarck mit den Matrosen, die zu Ehren des Tages ihre arktische Tracht, den Pelz, angelegt hatten. Dieser Anblick wirkte wunderbar auf den Kanzler. „Das ist ja mein alter Jagdanzug aus Rußland!" rief er aus, (ich übersetze seine Scherze aus dem Plattdütsch ins Hochdeutsche). Dann kramte er den Matrosen ein ganzes Rezeptbuch aus, wie man sich bei starker Kälte zu verhalten

habe, erfrorene Glieder behandeln müsse; er verschrieb sogar den Leuten einige Geheimmittel. „Ich bin auch Nordpolfahrer, bin bis nach dem Onega-See gekommen.“ Plötzlich mischte sich der Großherzog von Mecklenburg, der bis dahin unbemerkt hinter dem Bundeskanzler gestanden hatte, in die plattdütsche Unterhaltung. „Excellenz,“ sagte er, (ich übersetze wieder in's Hochdeutsche,) „Sie bekommen doch nicht Lust, mitzugehen?“ Der Kanzler wurde sehr ernst. „Gewiß möchte ich von der Partie sein, Königliche Hoheit, wenn nur Frau und Kinder mich ziehen ließen ... Ein Jahr am Nordpol, auf der Robbenjagd — so lange Deutschland und Europa nicht im Kopfe haben; das müßte Nerven geben.“ .....

Der Großherzog fragte, was denn so lange aus Deutschland werden sollte — er (der Kanzler) habe sein Werk erst halb gethan; statt an den Norden, solle er lieber an den Süden denken, an die Lokomotive, die nun schon drei Johre am Main stände, um Kohlen und Wasser einzunehmen. — „Die kommt jetzt allein hinüber — ohne mich, ich kann abkommen, bis zum Nordpol hin.“

Die wunderbaren Gestalten im Pelz bei 20 Grad Reaumur hörten das Gespräch, so weit sie es verstanden, lächelnd mit an. — „Sie sind doch gewiß een Mecklenburger?“ redete darauf der Großherzog einen der Pelzträger an.

„Ja, dat bin ick.“

„Nu, wat willen See denn op den Nordpol maaken?“

„Na, da is et denn doch immer noch bäter as hier.“

„As in Mecklenborg?“

Der Pelz wurde feuerroth im Gesicht. Bismarck machte der peinlichen Situation schnell ein Ende. „Da hören Sie, Königliche Hoheit, es sind noch andere Menschen, wie ich, europamüde.

Der Pelz athmete auf bei diesen Worten, die seine für

den Großherzog beleidigende Mecklenburg-Müdigkeit in eine sogar von Bismarck getheilte Europa-Müdigkeit verwandelte.

Der Großherzog wünschte seinem Landsmann ein glückliche Reise. Er hatte noch ein langes Gespräch mit dem Bundeskanzler, bei dem viel gelacht wurde, von dem aber die Pelze so wenig als ich verstanden. Es drehte sich aber um Mecklenburg und um den Nordpol.

Kaiser Napoleon (1870).

„Moltke und ich," so berichtete Fürst Bismarck 1870, „waren mit der Schlacht vom 1. September zum Zweck von Unterhandlungen mit den Franzosen nach Donchery, ungefähr fünf Kilometer von Sedan, gegangen und die Nacht dort geblieben, während der König und das Hauptquartier nach Vendresse zurückkehrten. Die Verhandlungen dauerten bis nach Mitternacht, ohne zum Abschluß zu kommen. Von uns waren außer Moltke und mir Blumenthal und drei oder vier andere Generalstabsoffiziere dabei. Für die Franzosen führte der General Wimpffen das Wort. Die Forderung Moltkes war kurz: die ganze französische Armee ergiebt sich in Kriegsgefangenheit. Wimpffen fand das zu hart. Die Armee habe durch die Tapferkeit, mit der sie sich geschlagen, besseres verdient. Man solle sich damit begnügen, sie unter der Bedingung abziehen zu lassen, daß sie während des Krieges nicht mehr gegen uns diene und nach einer Gegend Frankreichs, die wir bestimmen sollten, oder nach Algier abmarschire. Moltke blieb kühl bei seinem Verlangen. Wimpffen stellte ihm seine unglückliche Lage vor. Er

sei erst seit zwei Tagen aus Afrika bei den Truppen angekommen, habe erst gegen das Ende der Schlacht, als Mac Mahon verwundet worden, das Kommando übernommen und solle nun seinen Namen unter eine solche Kapitulation setzen. Lieber würde er sich in der Festung zu halten suchen oder einen Durchbruch wagen. Moltke bedauerte, auf die Lage des Generals, die er würdige, nicht Rücksicht nehmen zu können. Er erkannte die Tüchtigkeit der französischen Truppen an, erklärte aber, Sedan sei nicht zu halten und ein Durchschlagen ganz unmöglich. Er sei bereit, einen der Offiziere des Generals unsere Stellungen besichtigen zu lassen, damit er sich davon überzeuge. Wimpffen meinte nun, vom politischen Standpunkte aus sei es für uns gerathen, ihnen bessere Bedingungen zu gewähren. Wir müßten einen baldigen und einen dauernden Frieden wünschen, und den könnten wir nur haben, wenn wir uns großmüthig zeigten. Schonung der Armee würde diese und das ganze Volk zur Dankbarkeit verpflichten und freundschaftliche Gefühle erwecken. Das Gegentheil wäre der Anfang endloser Kriege. Darauf nahm ich das Wort, weil das in mein Gewerbe einschlug. Ich sagte ihm, man könne wohl auf die Erkenntlichkeit eines Fürsten, aber nicht wohl auf die eines Volkes bauen und am wenigsten auf die der Franzosen. Hier gebe es keine dauerhaften Verhältnisse und Einrichtungen, unaufhörlich wechselten die Regierungen und Dynastien, von denen die eine nicht zu halten brauche, wozu die andere sich verpflichtet fühle. Säße der Kaiser fest auf seinem Throne, so wäre mit seiner Dankbarkeit für die Gewährung guter Bedingungen zu rechnen. Wie die Dinge stünden, würde es Thorheit sein, wenn man seinen Erfolg nicht voll ausnutze. Die Franzosen seien ein neidisches, eifersüchtiges Volk. Sie hätten Königgrätz übel genommen und nicht verzeihen können, das ihnen doch nichts geschadet, wie sollte irgendwelche Großmuth von unserer Seite sie bewegen, Sedan uns

nicht nachzutragen? Wimpffen wollte nicht das Wort haben. Frankreich habe sich in der letzten Zeit geändert, es habe unter dem Kaiserreiche gelernt, mehr an friedliche Interessen als an den Ruhm des Krieges zu denken, es sei bereit, die Verbrüderung der Völker zu proklamiren und dergleichen mehr. Es war nicht schwer, ihm das Gegentheil zu beweisen, und daß seine Forderung, wenn sie bewilligt würde, viel eher eine Verlängerung des Krieges als eine Beendigung desselben zur Folge haben werde. Ich schloß damit, daß wir bei unsern Bedingungen bleiben müßten. Darauf nahm Castelneau das Wort und erklärte im Auftrage des Kaisers, derselbe habe am Tage vorher dem Könige seinen Degen nur in der Hoffnung auf eine ehrenvolle Kapitulation übergeben. Ich fragte: wessen Degen war das, der Degen Frankreichs oder der des Kaisers? Er erwiderte: Nur des Kaisers. — Nun dann kann von andern Bedingungen nicht die Rede sein, sagte Moltke rasch, indem über sein Gesicht ein Zug vergnügter Befriedigung ging. — Wohlan, dann werden wir uns morgen noch einmal schlagen, erklärte Wimpffen. — Um vier Uhr werde ich das Feuer wieder beginnen lassen, versetzte Moltke, und die Franzosen wollten darauf fort. Ich bewog sie aber, noch zu bleiben und sich die Sache noch einmal zu überlegen, und es kam schließlich dahin, daß sie um eine Verlängerung des Waffenstillstandes baten, damit sie sich über unsere Forderungen mit ihren Leuten in Sedan berathen könnten. Moltke wollte erst nicht darauf eingehen, gab aber endlich nach, als ich ihm vorgestellt hatte, daß es nichts schaden könne." —

„Am zweiten, früh gegen sechs Uhr, erschien vor meiner Wohnung in Donchery der General Reille und sagte mir, der Kaiser wünsche mich zu sprechen. Ich ziehe mich gleich an und setze miche beschmutzt und staubig, wie ich bin, in alter Mütze und mit meinen großen Schmierstiefeln zu Pferde, um nach

Sedan zu reiten, wo ich ihn noch vermuthete. Ich traf ihn aber schon bei Fresnois, drei Kilometer von Donchery, auf der Chaussee. Er saß mit drei Offizieren in einer zweispännigen Kutsche, und drei andere waren zu Pferde bei ihm. Ich kannte davon nur Reille, Castelneau, Moscowa und Vaubert. Ich hatte meinen Revolver umgeschnallt, und sein Auge haftete einen Moment daran. — — — Ich grüßte militärisch, er nahm die Mütze ab und die Offiziere thaten das gleichfalls, worauf ich sie auch zog, obwohl das gegen das Reglement ist. Er sagte: „Couvrez-vous donc." Ich behandelte ihn durchaus wie in Saint Cloud und fragte nach seinen Befehlen. Er erkundigte sich, ob er den König sprechen könne. Ich sagte ihm, das sei unerfüllbar, da Seine Majestät zwei Meilen von hier entfernt sein Quartier habe. Ich wollte aber nicht, daß er eher mit ihm zusammenkäme, als bis wir wegen der Kapitulation mit ihm ins Reine wären. Dann fragte er, wo er bleiben könne, was darauf hindeutete, daß er nicht nach Sedan zurückkehren konnte, indem er dort Unannehmlichkeiten erfahren hatte oder befürchtete. Die Stadt war voll betrunkener Soldaten, die den Einwohnern sehr beschwerlich fielen. Ich bot ihm mein Quartier in Donchery an, welches ich sogleich räumen wollte. Er nahm das an. Aber ein paar hundert Schritte vor dem Dorfe ließ er halten und meinte, ob er nicht in dem Hause, das dort war, bleiben könnte. Ich schickte meinen Vetter hinein, der mir inzwischen nachgeritten war, und sagte nach dessen Bericht, es wäre sehr ärmlich. Er antwortete, das schadete nichts. Ich stieg nun, nachdem er hinüber gegangen und wieder zurückgekommen war, da er wahrscheinlich die Treppe, die hinten hinaufging, nicht gefunden hatte, mit ihm hinauf in den ersten Stock, wo wir in ein kleines einfenstriges Zimmer traten. Es war das beste im Hause, hatte aber nur einen fichtenen Tisch und zwei Binsenstühle.

Hier hatte ich nun eine Unterredung mit ihm, die fast drei Viertelstunden dauerte. Er beklagte zunächst diesen unseligen Krieg, den er nicht gewollt habe. Er sei zu ihm durch den Druck der öffentlichen Meinung genöthigt worden. Ich entgegnete, auch bei uns hätte niemand und am wenigsten der König einen Krieg gewünscht. Wir hätten die spanische Frage eben als eine spanische angesehen und nicht als eine deutsche, und wir hätten von den guten Beziehungen des fürstlich hohenzollernschen Hauses zu ihm erwartet, daß dem Erbprinzen eine Verständigung mit ihm leicht fallen würde. Dann kam er auf die gegenwärtige Lage zu sprechen. Er wollte dabei vor allem eine günstigere Kapitulation. Ich erklärte, auf Verhandlungen hierüber nicht eingehen zu können, da dies eine rein militärische Frage sei, bei der Moltke entscheiden müsse. Dagegen ließe sich über einen etwaigen Frieden sprechen. Er antwortete, er sei Gefangener und folglich nicht in der Lage, hier sich zu entscheiden, und als ich darauf fragte, wen er hierin für kompetent hielte, verwies er mich an die Pariser Regierung. Ich bemerkte ihm, daß sich dann die Dinge seit gestern nicht geändert hätten, und daß wir darum auf unseren alten Forderungen in Betreff der Armee in Sedan bestehen müßten, um ein Pfand dafür zu haben, daß die Resultate der gestrigen Schlacht uns nicht verloren gingen. Moltke, der mittlerweile von mir benachrichtigt, eingetroffen war, war derselben Meinung und begab sich zum Könige, um ihm das zu sagen.

Draußen vor dem Hause lobte der Kaiser unsere Armee und ihre Führung, und als ich ihm darauf zugab, daß die Franzosen sich ebenfalls gut geschlagen hätten, kam er auf die Kapitulationsbedingungen zurück und fragte, ob es nicht möglich sei, daß wir die in Sedan eingeschlossenen Korps über die belgische Grenze gehen und dort entwaffnen und interniren ließen. Ich versuchte ihm nochmals begreiflich zu machen, daß

dies eine Sache der Militärs sei und nicht ohne Einverständniß mit Moltke entschieden werden könne. Auch habe er soeben erklärt, als Gefangener die Regierungsgewalt nicht ausüben zu können, und so könnten Verhandlungen über derartige Fragen nur mit dem in Sedan kommandirenden Obergeneral geführt werden.

Inzwischen hatte man nach einem besseren Unterkommen für ihn gesucht, und die Offiziere des Generalstabes hatten gefunden, daß das Schlößchen Bellevue bei Fresnois, wo ich ihm zuerst begegnet war, zu seiner Aufnahme geeignet, auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich sagte ihm das und rieth ihm, dahin überzusiedeln, da es in dem Weberhause unbequem sei, und er vielleicht der Ruhe bedürfe. Wir würden den König benachrichtigen, daß er dort sei. Er ging darauf ein, und ich ritt nach Donchery zurück, um mich umzukleiden. Dann geleitete ich ihn mit einer Ehreneskorte, welche eine Schwadron des ersten Kürassierregiments stellte, nach Bellevue. Bei den Verhandlungen, die hier begannen, wollte der Kaiser den König haben — er dachte wohl an Weichheit und Gutmüthigkeit — doch wünschte er auch, daß ich Theil nähme. Ich dagegen war entschlossen, daß die Militärs, die härter sein können, das allein abmachen sollten, und so sagte ich, als wir die Treppe hinaufgingen, zu einem Offizier leise, er möge mich nach fünf Minuten abrufen. — Der König wollte mich sprechen, was denn auch geschah. In Betreff des Königs theilte man ihm mit, daß er diesen erst nach Abschluß der Kapitulation sehen könne. So wurde die Angelegenheit zwischen Moltke und Wimpffen geordnet, ungefähr wie wir es am Abend vorher gewollt hatten. Dann kamen die beiden Majestäten zusammen. Als der Kaiser darnach wieder heraustrat, standem ihm die dicken Thränen in den Augen. Gegen mich war er ruhiger und durchaus würdig gewesen.“

Versailler Tischreden.

Moritz Busch berichtet vom 17. November 1870 ein Tischgespräch, in welchem es heißt:

Es wird ein Telegramm über Granville's Aeußerungen in Betreff der russischen Erklärung bezüglich des Pariser Friedens hereingebracht, und der Chef liest es vor. Es heißt da ungefähr: Rußland maße sich an, sich von einem Theile des Traktats von 1856 loszusagen, lege sich aber damit das Recht bei, einseitig das Ganze zu beseitigen, während dies doch nur der Gesammtheit der Unterzeichner zukomme. England könne ein solches willkürliches Verfahren, das die Gerechtigkeit aller Verträge in Frage stelle, nicht dulden. Es seien für die Zukunft Komplikationen zu fürchten.

Der Minister lächelt und sagt: „Zukünftige Komplikationen! Parlamentsredner! Getrauen sich nichts. Der Ton liegt auf zukünftig. Das ist die Art, wie man spricht, wenn man nichts zu thun gedenkt. Nein, von denen ist nichts zu fürchten, wie vor vier Monaten nichts von ihnen zu hoffen war. — Hätten die Engländer zu Anfang des Krieges zu Napoleon gesagt: Krieg is nich, so wäre das jetzt nicht gekommen.“ — —

Nach einer Weile fährt er fort: „Man ist immer der Meinung gewesen, daß die russische Politik eine ganz ausnehmend schlaue wäre — voll Winkelzüge, Schliche und Kniffe, das ist aber nicht wahr. — Gortschakoff treibt übrigens hier nicht russische Politik (Politik im wahren russischen Interesse), sondern europäische. — — — Wenn sie unredlich wären, so hätten sie solche Erklärungen unterlassen, ruhig Kriegsschiffe gebaut im Schwarzen Meere und gewartet, bis man darüber anfragte. Dann sagten sie, daß sie nichts davon wüßten, man wolle sich aber erkundigen, und so zogen sie's hinaus. Das konnte bei den russischen Verhältnissen lange dauern, und zuletzt hätte man sich daran gewöhnt." —

Bucher bemerkt: „Sie haben ja jetzt schon Kriegsschiffe im Schwarzen Meere, die von Sebastapol sind gehoben, und sie könnten, wenn man sagte: ihr dürft hier keine haben, antworten: nun, wir können sie ja nicht hinausbringen, da 1856 die Passage von Kriegsschiffen durch die Dardanellen verboten worden ist."

23. November.

Gegen 10 Uhr ging ich hinunter zum Thee und fand da noch Bismarck, Bohlen und Hatzfeldt. Der Chef war mit den drei bairischen Bevollmächtigten im Salon. Nach einer Viertelstunde etwa öffnete er die Flügelthür, steckte den Kopf mit freundlichster Miene herein und kam dann, als er noch Gesellschaft sah, mit einem Becher zu uns an den Tisch, wo er Platz nahm.

„Nun wäre der bairische Vertrag fertig und unterzeichnet," sagte er bewegt. „Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch."

Ein Moment herrschte Stille, dann bat ich mir die Feder holen zu dürfen, mit der er sich unterschrieben.

„In Gottes Namen holen Sie sich alle drei," erwiderte er, „die goldene ist aber nicht darunter."

Ich ging und nahm mir die drei Federn, die neben dem Dokument lagen, und von denen zwei noch naß waren. (Wie Bollmann mir später sagte, wäre die, welche auf beiden Seiten Fahnen hatte, diejenige, welche der Kanzler gebraucht hatte). Daneben standen zwei leere Champagnerflaschen.

„Bringen Sie uns noch eine von diesem," sagte der Chef zum Diener. „Es ist ein Ereigniß."

Dann bemerkte er nach einigem Nachsinnen: „Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen, der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen; er hätte es erlangt, sie hätten gemußt, und er kann Recht haben — mit dem Müssen. Mir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren — was sind Verträge? wenn man muß! — und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind." — „Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnutzen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu den wichigsten, was wir in diesen Jahren erreicht haben."

„Was den Kaiser betrifft, so habe ich ihnen den bei den Verhandlungen damit annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müsse für ihren König doch bequemer und leichter sein, gewisse Rechte dem deutschen Kaiser einzuräumen als dem benachbarten Könige von Preußen."

24. November.

Man erwähnt den Vertrag mit Baiern, und es wird davon gesprochen, daß die Schwierigkeiten, denen man dabei begegnet, auch auf Nationalgesinnte zurückzuführen seien, woran der Minister die Bemerkung knüpft:

„Es ist doch merkwürdig, daß es ganz kluge Leute giebt, die aber von Politik nichts verstehen.“ —

Er äußert dann, plötzlich das Thema wechselnd: „Die Engländer sind außer sich, ihre Journale verlangen Krieg wegen eines Briefes, der nichts als die Darlegung einer Rechtsan-anschauung enthält; denn das ist doch die Note Gortschakoffs,“ was er dann weiter ausführt.

Dann kommt er nochmals auf die Verzögerung des Bombardements zu sprechen, die ihm aus politischen Rücksichten Bedenken erregt.

„Da hat man den ungeheueren Belagerungspark hervorgeschafft,“ sagt er, „alle Welt erwartet, daß wir schießen, und bis heute stehen die Geschütze müßig. Das hat uns sicher bei den Neutralen geschadet. Der Erfolg von Sedan ist damit ganz erheblich geschmälert in seiner Wirkung, und wenn man bedenkt, wodurch.“

(Eine berliner Zeitung schrieb zu jener Zeit: „Weibliche Stimmen sollen es sein, welche für Paris das Wort führen, wie es einstmals Abraham für Gomorrha gethan, und es soll zu befürchten sein, daß dieselben auch ferner Gehör finden. Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen hierüber, glauben aber nicht, daß ein mehrtägiges Bombardement von Paris so viele Menschenleben fordern würde, als soeben wieder in den Kämpfen an der Loire sowohl wie vor den Forts der „geschonten Stadt“ gefallen sind.“

„Im gegenwärtigen Augenblicke ist wohl die Frage berechtigt, ob die Monstrekanone (es war von dem Kruppschen Riesengeschütz mit seinem sieben Zentner wiegenden Geschoß die Rede) sich vor Paris befindet, oder ob sie blos ein Schaustück sein soll. Eine bessere Gelegenheit, dieselbe zu erproben, möchte sich wohl sobald nicht bieten. Den weiblichen Schutzengeln von Paris mag freilich ein solcher Germanengruß in die schöne

Stadt hinein eine schreckliche Rohheit erscheinen. Uns erscheinen die deutschen Verlustlisten weit schrecklicher."

28. November.

Man kam auf den Bischof Dupanloup und von dessen gegenwärtigen Intriguen auf die Rolle zu reden, die er auf dem Konzil in der Opposition gespielt. — — —

— „Dabei fällt mir ein", sagte der Kanzler, „der Papst hat einen sehr netten Brief an die französischen Bischöfe geschrieben, oder an mehrere derselben, sie sollten sich doch nicht mit den Garibaldianern einlassen". —

Jemand äußerte, daß ihm etwas sehr am Herzen liege. Der Chef bemerkte dazu: „Wichtiger, das Wichtigste ist mir jetzt, was mit der Villa Coublay wird". — — — „Gebe man mir den Oberbefehl auf vierundzwanzig Stunden, und ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich. Ich würde dann bloß einen einzigen Befehl geben: „Es wird gefeuert".

Die Villa Coublay ist ein Ort nicht weit von hier, wo der herbeigeschaffte Belagerungspark noch immer steht, statt in die Schanzen und Batterien gebracht zu sein, und der Kanzler hat in einer Immediatvorstellung um Beschleunigung des Bombardements gebeten.

„Sie haben dreihundert Kanonen zusammen", so fuhr er fort und fünfzig oder sechszig Mörser und für jedes Geschütz fünfhundert Schüsse. Das ist gewiß genug. Ich habe mit Artilleristen gesprochen, die sagen, bei Straßburg hätten sie nicht die Hälfte gebraucht von dem, was hier schon aufgehäuft ist, und Straßburg war gegen Paris ein Gibraltar. — — —

„Eine Kaserne auf dem Mont Valerien wäre vielleicht in Brand zu schießen, und wenn man die Forts Issy und Vanvres gehörig mit Granaten überschüttete, daß sie herauslaufen müßten — die Enciente ist von geringer Stärke, ihr Graben war sonst nicht breiter, als dieses Zimmer lang ist". —

„Ich bin überzeugt, wenn wir ihnen vier oder fünf Tage lang Granaten hineinwerfen in die Stadt selber, und sie gewahr werden, daß wir weiter schießen als sie — neuntausend Schritt nämlich, — so werden sie in Paris klein beigeben. Freilich liegen auf dieser Seite die vornehmen Quartiere, und da ist es denen in Belleville ganz einerlei, ob die zusammengeschossen werden, ja sie freuen sich darüber, wenn wir die Häuser der reichen Leute zerstören". —

„Wir hätten überhaupt wohl Paris liegen lassen und weitergehen können. Nun wir 's aber einmal angefangen haben, sollte auch Ernst gemacht werden. Mit dem Aushungern kann es noch lange dauern, vielleicht bis zum Frühjahr; jedenfalls haben sie Mehl bis zum Januar". — — —

„Hätten wir vor vier Wochen zu bombardiren angefangen, so wären wir jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris und das ist die Hauptsache. So etwa bilden die Pariser sich ein, es ist uns von London, Petersburg und Wien verboten, zu schießen, und die Neutralen wieder glauben, daß wir 's nicht können. Die wahren Ursachen werden aber wohl einmal bekannt werden". — — —

30. November.

Es wurde erwähnt, daß der Palazzo Caffarelli für die Gesandtschaft in Rom angekauft worden sei, und Russell und Abeken erklärten ihn für sehr schön.

Der Kanzler sagte: „Ach ja, wir haben auch sonst schöne Häuser, auch in Paris und London. Das in London ist nur nach festländischen Begriffen zu klein. Bernstorff hat so wenig Raum, daß er, je nachdem er empfängt oder arbeitet oder sonst eine Funktion hat, das Zimmer räumen muß. Sein Legationssekretär hat im Hause eine bessere Stube als er". —

„Das in Paris ist schön und wohl gelegen. Es ist wohl das beste Gesandtschaftshotel in Paris und repräsentirt

einen hohen Werth, so daß ich mir schon die Frage vorgelegt habe, ob wir es nicht verkaufen und dem Gesandten die Zinsen des Kapitals, das wir dafür kriegen könnten, als Miethsentschädigung geben sollten. Dritthalb Millionen Franken, die Zinsen davon, das würde eine schöne Aufbesserung seines Gehaltes sein, der nur hunderttausend Franken beträgt. Aber wie ich mir 's näher überlegte, ging es doch nicht. Es schickt sich nicht, es ist eines großen Staates nicht würdig, wenn seine Gesandten zur Miethe wohnen, wenn sie Exmissionen ausgesetzt sind, und wenn bei einem Umzuge Staatsschriften in Karren über die Straße gefahren werden. Wir müssen eigne Häuser haben und wir sollten überall welche haben". —

„Mit dem in London hat es übrigens eine eigne Bewandtniß. Das gehört dem Könige, und es kommt da ganz auf die Energie an, mit welcher der betreffende Botschafter sein eigenes Interesse wahrzunehmen weiß. Es kann da geschehen, daß der König gar keine Miethe kriegt, und — es geschieht bisweilen wirklich". — — —

Der Chef lobte Napier, den früheren englischen Gesandten in Berlin. „Es ging sich sehr gut mit ihm um", bemerkte er. Auch Buchanan war gut, zwar trocken, aber zuverlässig. Jetzt haben wir Loftus. Die Stellung eines englischen Gesandten in Berlin hat ihre besonderen Aufgaben und Schwierigkeiten, schon wegen der verwandtschaftlichen Verhältnisse. Sie verlangt viel Takt und Aufmerksamkeit". (Wohl eine stillschweigende Andeutung, daß Loftus dieses Verlangen nicht erfülle.)

Der Minister lenkte dann (vielleicht um das Wesen der damaligen Vertreter Ihrer britischen Majestät noch deutlicher zu bezeichnen) die Rede auf Gramont, wobei er sagte:

„Der und Ollivier sind mir auch die Rechten. Wenn mir das passirt wäre, so wäre ich, nachdem ich solch Unglück angerichtet, doch wenigstens in ein Regiment getreten, meinet-

wegen auch Franctireur geworden, und wenn ich darüber gehenkt worden wäre. Der große starke Grémont paßte ganz gut zum Kriegsgewerbe". —

Russell erwähnte, wie er ihn in Rom in einem blauen Sammetanzuge auf der Jagd gesehen. —

„Ja", versetzte der Chef, „ein guter Jäger ist er. Dazu hat er den robusten Muskelbau. Er würde einen tüchtigen Revierförster abgegeben haben. Als der Minister des Auswärtigen — man begreift kaum, wie Napoleon ihn dazu nehmen konnte".

1. Dezember.

Später kam der Kanzler noch nach halb elf Uhr zu uns, als wir beim Thee saßen. Nach einer Weile äußerte er: „Die Zeitungen sind unzufrieden mit dem bairischen Vertrage. Ich habe mir's gleich gedacht. Es mißfällt ihnen, daß gewisse Beamte bairische heißen, die sich doch ganz nach unsern Gesetzen richten müssen. Mit dem Militär ist's in der Hauptsache ebenso. Die Biersteuer ist ihnen auch nicht recht; als ob wir das nicht Jahre lang im Zollverein gehabt hätten. Und so haben sie noch allerlei auszusetzen, wo doch alles Wesentliche erreicht und gehörig festgemacht ist." —

„Sie thun, als ob wir den Krieg gegen Baiern geführt hätten, wie 1866 gegen die Sachsen, während wir doch Baiern als Bundesgenossen zur Seite haben." —

„Ehe sie den Vertrag gut heißen, wollen sie lieber warten, bis sie die Einheit kriegen in der ihnen genehmen Form. Da können sie lange warten. Ihr Weg führt nur zur Verschleppung, während es doch rasch handeln heißt. Zögern wir, so gewinnt der böse Feind Zeit, Unkraut dazwischen zu säen. Der Vertrag sichert uns viel, wer alles will, wird es möglich machen, daß nichts erlangt wird. Sie sind nicht zufrieden mit dem Erreichten — wollen mehr Einförmigkeit — wenn sie doch fünf

Jahre zurückdächten — womit wären sie damals zufrieden gewesen!" — — —

„Konstituirende Versammlung! Wenn nun der König von Baiern nicht dazu wählen läßt? Das bairische Volk wird ihn nicht dazu zwingen, und wir auch nicht. Ja, tadeln ist leicht, wenn man von den Umständen keine Vorstellung hat." —

2. Dezember.

Der Chef wandte sich der Gefahr zu, daß der Reichstag den Vertrag mit Baiern verwerfen oder auch nur ändern könnte.

„Ich habe die größte Angst," sagte er.

„Die Leute ahnen nicht, was die Lage ist. Wir balanciren auf der Spitze eines Blitzableiters; verlieren wir das Gleichgewicht, das ich mit Mühe herausgebracht habe, so liegen wir unten. Sie wollen mehr haben, als was sich ohne Pression erreichen ließ, und worüber wären sie vor 1866 glücklich gewesen! Wenn sie damals nur die Hälfte von heute bekommen hätten. Man will verbessern, mehr Einheit hinein korrigiren, mehr Gleichförmigkeit, aber ändern sie nur ein Komma, so müssen neue Verhandlungen beginnen. Wo sollten sie stattfinden? Hier in Versailles? Und sind wir mit der Sache zum ersten Januar nicht fertig — was manchem in München lieb wäre — so ist die deutsche Einheit verloren — vielleicht für Jahre, und die Oestreicher machen ihre Geschäfte in München."

4. Dezember.

Der Chef sagte bei Tisch: „Wenn ich von Frankfurt und Petersburg absehe, so bin ich in meinem Leben noch in keinem fremden Orte so lange gewesen wie hier. Wir erleben hier noch Weihnachten, was wir schon nicht dachten. Wir sitzen zu Ostern noch in Versailles und sehen die Bäume wieder grün werden und horchen immer noch auf Nachrichten von der Loire-

Armee. Hätte man das gewußt, so hätten wir uns im Garten draußen Spargelbeete anlegen lassen.“ —

Später äußerte er gegen Roggenbach: „Da habe ich mir die Zeitungsausschnitte angesehen. Wie die über die Verträge herziehen! Kein gutes Haar lassen sie daran. Die Nationalzeitung, die Kölnische — die Weserzeitung ist wie immer noch die vernünftigste. — Nun ja, die Kritik muß man sich gefallen lassen. Aber man hat die Verantwortlichkeit dafür, wenn nichts zustande kommt, während die Kritiker unverantwortlich sind. Mir ist's einerlei, wenn sie mich tadeln, wenn die Sache nur durchgeht im Reichstage. Die Geschichte kann sagen, der elende Kanzler hätte es auch besser machen können, aber ich war verantwortlich. — Will der Reichstag ändern, so kann auch jeder süddeutsche Landtag ändern, in anderer Richtung, und dann zieht sich der Prozeß in die Länge, und mit dem Frieden, wie wir ihn wollen und brauchen, wird nichts. Elsaß kann doch nicht beansprucht werden, wenn keine politische Persönlichkeit geschaffen ist, wenn kein Deutschland da ist, welches es für sich erwirbt.“

Man sprach von den Friedensverhandlungen, die mit der bevorstehenden Kapitulation von Paris verbunden sein könnten, und von den Schwierigkeiten, die dabei auftauchen würden.

„Favre und Trochu“, begann der Chef, „können sagen: wir sind die Regierung nicht, wir waren einmal dabei aber wir haben niedergelegt, wir sind Privatleute. Ich bin nichts als der Citoyen Trochu.“ —

„Nun wollte ich sie aber schon zwingen, die Pariser. Ich würde sagen: ihr zwei Millionen Menschen seid mir verantwortlich mit euren Leibern. Ich lasse euch noch vierundzwanzig Stunden hungern, bis wir von euch haben, was wir wollen. Und noch einmal vierundzwanzig Stunden, einerlei, was daraus wird. Das halte ich aus, aber — — — Ich wollte schon

fertig werden mit mir; aber das, was hinter mir steht, hinter meinem Rücken, oder vielmehr, was mir auf der Brust liegt, daß ich nicht athmen kann." — — —

„Ja, wenn man Landgraf wäre. Das Hartsein traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht." —

„Erst in diesen Tagen ist wieder etwas echt Thörichtes auf's Tapet gebracht worden, aus sentimentaler Sorge für die in der Stadt. Da sollen große Proviantmagazine für die Pariser angelegt werden. Sie wollen's von London und Belgien herschaffen, und die Magazine sollen zwischen unsern Linien sein, und die Soldaten von uns sollen sie bloß ansehen, aber nicht anrühren dürfen, wenn sie Mangel haben — damit die Pariser nicht Hungersnoth erleben, wenn sie kapitulirt haben." —

„Wir im Hause hier haben freilich genug, aber bei den Truppen draußen geht es mitunter knapp her und dieselben leiden, damit die Pariser, sobald sie wissen, daß draußen für sie gesorgt ist, es mit dem Kapituliren bis auf den Tag ankommen lassen, wo das letzte Brot verzehrt und das letzte Pferd geschlachtet ist. Ich werde nicht gefragt, sonst wollte ich lieber gehenkt sein, ehe ich einwilligte." —

„Ich bin aber selbst daran schuld. Ich bin so unvorsichtig gewesen, auf die Hungersnoth, die kommen muß, aufmerksam zu machen, (ich hatte das in der Presse ebenfalls zu thun gehabt), freilich bloß die Diplomatie."

5. Dezember.

Bei Tische saß zur Linken des Chefs der Reichsbote Bamberger, der ebenfalls nach Berlin zu reisen im Begriffe stand, um für unveränderte Annahme der Verträge mit Süddeutschland zu wirken. Außer ihm hatte der Minister einen Dragoneroffizier mit gelbem Kragen, den Obersten von Schenk und einen Lieutenant oder Rittmeister von den hellblauen Husaren zu Gästen. Letzterer, ein Herr mit grauem Kopf, Schnurr-

und Knebelbart, ist jener von Rochow, der Hinkeldey im Duell erschossen. Das Gespräch drehte sich zuerst um die Aerzte und deren Wissen, über das der Chef wenig günstig urtheilte. Dann waren die Verträge das Thema und man erkannte das Verhalten der Fürsten in dieser Sache als korrekt an. „Ja, aber die im Reichstage", versetzte der Kanzler. „Ich muß immer denken: Ihr Herren, ihr Herren, ihr verderbt mir den ganzen Vogelfang. Sie wissen, Kaiser Heinrich. Da wurde es zuletzt noch gut. Aber hier! Die können dann Mann für Mann todtschlagen lassen auf dem Altare des Vaterlandes, es hilft doch nichts." — Er sann einen Augenblick nach, dann fuhr er mit einem halben Lächeln fort: „Man sollte die Landtags- und Reichstagsmitglieder verantwortlich machen, wie die Minister, nicht mehr und nicht minder, auf dem Fuße völliger Gleichheit. Ein Gesetz betreffend Abgeordnetenverantwortlichkeit, wenn sie wichtige Staatsverträge nicht bewilligt hätten, wegen Landesverraths, oder wenn sie, wie die in Paris, grundlos und leichtsinnig Krieg gut geheißen hätten. Die waren alle dafür, nur Jules Favre nicht. Vielleicht schlage ich noch einmal ein solches Gesetz vor."

Man unterhielt sich von den letzten Gefechten vor Paris. und Jemand bemerkte, daß auch die Pommern dabei im Feuer gewesen. — „Wahrscheinlich auch meine guten Varziner", sagte der Chef. „Neunundvierzig — sieben mal sieben — wie mag es mit ihnen stehen?" — Rochow erzählte dann von verschiedenen eigenthümlichen Gewohnheiten des Generals von Alvensleben, in dessen Quartier er die Nacht geschlafen hatte. — — —

Man kam auf das Heranrücken der Kapitulation von Paris zu reden, die in spätestens vier Wochen erfolgen müßte. „Ja", seufzte der Kanzler, „wenn es erst zu der kommt, da wird meine Noth erst recht angehen." — Bamberger meinte: „Man sollte sie gar nicht bloß kapituliren lassen, sondern gleich

den Friedensschluß von ihnen verlangen." — „Ganz recht", entgegnete der Chef, „das ist auch meine Meinung, und man sollte sie durch Hunger dazu zwingen. Aber es giebt hier Leute, die vor allen Dingen ihrer Menschlichkeit wegen gelobt sein wollen, und die uns damit Alles verderben; ganz abgesehen davon, daß wir zunächst menschlich von unsern eignen Soldaten denken und dafür sorgen sollten, daß sie nicht unnütz Noth leiden und todtgeschossen werden." — — „S'ist mit dem Bombardement auch so. Und daß man die Kartoffelsucher schont, die müßten auch todtgeschossen werden, wenn man sie mit Hunger zwingen will.

21. Dezember.

Bei Tische war Lauer Gast des Chefs. Es wurde davon gesprochen, daß man in Paris bereits alle Thiere des Jardin des Plantes verspeist haben soll, und Hatzfeld erzählte, daß man die Kamele für viertausend Franken verkauft habe, und daß der Rüssel des Elephanten von einer Gesellschaft von Feinschmeckern gegessen worden sei, derselbe soll ein vortreffliches Gericht abgeben. „Ach," versetzte Lauer, das ist wohl möglich. Es ist eine Masse von zusammengefilzten Muskeln, woher die Gewandtheit und Kraft kommt, mit der er ihn gebraucht. Etwas wie die Zunge; er muß wie Zunge schmecken." — Jemand bemerkte, auch die Kamele sollten nicht übel sein und namentlich behaupte man, daß die Höcker eine Delikatesse wären. Der Chef hörte dem eine Weile zu, dann sagte er wie nachdenklich, erst etwas vorgebeugt, dann aufathmend und sich aufrichtend, wie das bei Scherzen seine Gewohnheit: „Hum, die buckligen Menschen — man sollte denken, die Buckel!" — laute, allgemeine Heiterkeit unterbrach ihn. Lauer bemerkte trocken und wissenschaftlich, die Buckel wären eine Verbildung der Rippen oder Knochen, oder auch eine Verkrümmung des Rückgrats und so würden sie sich nicht zum Essen eignen, wohingegen die

Kamelhöcker bewegliche Knorpelansätze wären, die möglicherweise nicht schlecht schmeckten. Dieser Faden spann sich dann weiter, es war die Rede von Bärenfleisch, dann von Bärentatzen, zuletzt von den Feinschmeckern und den Kanibalen, wobei der Minister eine anmuthige Geschichte zu erzählen wußte. Er begann: „Ein Kind, ein junges, frisches Mädchen, nun ja, aber so ein alter, ausgewachsener, harter Kerl — der muß doch nicht zu essen sein.“ Dann fuhr er fort: „Ich erinnere mich, eine alte Kaffern- oder Hottentottenfrau, die lange schon Christin geworden war, als der Missionar sie auf den Tod vorbereitete, und sie ganz für die Seligkeit bereit fand, — da fragte er sie, ob sie wohl noch einen Wunsch hätte. „Nein, sagte sie, es wäre alles ganz gut, aber wenn sie noch einmal ein paar Hände von einem kleinen Kinde zu essen bekäme, das wäre doch was sehr Delikates.“

Es war dann vom Schlafen, von der heutigen Haussuchung und von den gestern eingetroffenen Matrosen die Rede, von welchen der Chef bemerkte, wenn sie die eroberten Kanonenbote in die Seine bringen könnten, so wären gute Dienste von ihnen zu erwarten. Dann kam er wieder auf Jugenderinnerungen zu sprechen, wobei er nochmals des Kuhhirten Brand gedachte und hierauf erzählte er von seinem Eltervater, der, wenn ich recht verstand, bei Czaslau gefallen war. „Die alten Leute bei uns haben ihn,“ so berichtete er, „meinem Vater oft noch beschrieben. Er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und ein starker Zecher. Er hat einmal in einem Jahre hundertundvierundfünfzig Rothhirsche geschossen, was ihm der Prinz Friedrich Karl kaum nachthun wird, aber der Herzog von Dessau.“ — „Ich entsinne mich, daß mir erzählt wurde, wie er in Gollnow stand, da aßen die Offiziere zusammen, die Küche führte der Oberst. Da war's Mode, daß bei Tische fünf bis sechs Dragoner aufmarschirten auf dem Musikchor, die schossen zu den Toasten aus ihren Cabinern. Es waren da überhaupt seltsame Sitten. So

z. B. hatten sie statt der Latten einen hölzernen Esel mit scharfen Kanten, auf dem mußten die Dragoner, die sich was hatten zu Schulden kommen lassen, sitzen — ein paar Stunden oft, eine sehr schmerzhafte Strafe. Und allemal am Geburtstage des Obersten und Anderer, da zogen sie nach der Brücke und warfen den Esel hinein; es kam aber immer ein neuer. Sie hätten wohl hundert mal einen neuen gehabt, sagte die Bürgermeisterin (Namen nicht recht verständlich, es klang wie Dalmar) meinem Vater." — „Dieser Eltervater — ich habe sein Bild in Berlin — ich sehe ihm wie aus den Augen geschnitten aus; das heißt, wie ich jung war, da war's wie wenn ich mich im Spiegel sähe."

So unterhielt man sich weiter von alten Geschichten und Persönlichkeiten und zuletzt davon, daß mancherlei aus früherer Zeit in die Gegenwart, besonders des Volkes auf dem Lande hereinrage. Dabei wurde das Kinderlied „Flieg, Maikäfer flieg," erwähnt, das mit dem „abgebrannten Pommerland" wohl an den dreißigjährigen Krieg erinnere. „Ja," sagte der Chef, „ich weiß, daß früher bei uns Redensarten vorkamen, die offenbar bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichten. So sagte mein Vater, wenn ich gut ritt: „Er machts ja wie" (Name nicht recht deutlich, es klang wie Pluvenel). Er nannte mich nämlich damals immer Er. Pluvenel aber war ein Stallmeister Ludwig des Vierzehnten gewesen, und ein berühmter Reiter." — „Und wenn ich gut geschrieben hatte, sagte er: Er schreibt ja, als ob Er's bei Hilmar Curas gelernt hätte. Das war der Schreiblehrer Friedrichs des Großen gewesen." Er erzählte dann, daß ein Verwandter, der bei seinen Eltern viel gegolten, der Finanzrath Karl, Anlaß gewesen sei, daß er in Göttingen studirt habe. Er wäre da an den Professor Hausmann gewiesen worden und hätte Mineralogie studiren sollen. „Man dachte wohl an Leopold von Buch und stellte sich's schön vor, wie der durch die Welt zu gehen und mit dem

Hammer Steine von den Felsen abzuschlagen. Es kam aber anders. — Es wäre besser gewesen, man hätte mich nach Bonn geschickt, da hätte ich Landsleute getroffen. In Göttingen hatte ich keinen Landsmann und so bin ich mit meinen Universitätsbekannten nicht eher wieder zusammengetroffen, als mit einigen durch den Reichstag." — Man nannte einen dieser Bekannten, Miers aus Hamburg und der Minister sagte: „Ja, ich entsinne mich, der schlug links, aber er konnte nicht viel."

22. Dezember.

Bei Tische war diesmal kein Fremder zugegen. Der Chef war recht heiter gestimmt, das Gespräch aber ohne besondere Bedeutung. Wollen indeß doch aufzeichnen, was wir von ihm behalten haben. Wer weiß, wem's einmal Freude macht! Zu Anfang sagte der Minister lächelnd, als er das vor ihm liegende Menu überblickte: „'s ist immer ein Gericht zu viel. Ich bin schon entschlossen, mir mit Ente und Oliven den Magen zu verderben, und da ist der Reinfelder Schinken, von dem ich schon aus Zorn zuviel essen muß, um meinen Theil davon zu kriegen (weil er nicht zum Frühstück kommt) und da noch Wildschwein aus Varzin." — Man gedachte des gestrigen Ausfalls und der Chef bemerkte: „Die Franzosen sind gestern mit drei Divisionen herausgekommen und wir hatten nur fünfzehn Kompagnien, nicht einmal vier Bataillone und wir haben doch tausend Gefangene gemacht. Die Pariser kommen mir mit ihren Angriffen bald da bald dort vor, wie ein französischer Tanzmeister, der die Quadrille kommandirt und bald rechts, bald links changiren läßt."

Ma commère, quand je danse,
Mon cotillon va-t-il bien?
Il va de ci, il va de là
Comme la queue de notre chat.

Beim Schinken äußerte er: „Pommern ist das Land der Waaren, die mit dem Rauche zu thun haben, Speckgänse, Spickaale, Schinken. Später bemerkte der Chef: „Daß Antonelli sich am Ende noch auf die Reise macht und hierherkommt, will manchem garnicht einleuchten.“ — — — Abeken sagte hierauf: „Antonelli ist doch in den Zeitungen sehr verschieden beurtheilt worden, bald als hoher feiner Geist, bald als schlauer Intrigant, bald wieder als dummer Kerl und Schafskopf.“ — „Ja,“ erwiderte der Kanzler, „das geht aber nicht bloß der Presse so, sondern auch dem Urtheilsvermögen mancher Diplomaten, Goltz und unser Harry. Von Goltz will ich nicht einmal reden. Das war was anders. Aber der — heute so, morgen so. Wenn ich in Varzin war und die Berichte aus Rom zusammenlas, da hatte er seine Meinung über die Leute doch jede Woche ein paar Mal total gewechselt, jenachdem sie ihn freundlich angesehen hatten oder nicht. Ja, er hatte eigentlich mit jeder Post, manchmal mit ein und derselben Post, andere Ansichten.“

23. Dezember.

Bei Tische hatten wir zu Gästen den Freiherrn und Reichstagsabgeordneten von Schwarzkoppen und meinen alten Bekannten von Hannover, Herr von Pfuel. Beide sollten Präfectenposten oder etwas Ähnliches übernehmen. — — Ferner waren Graf Lehndorf und der Husarenlieutenant von Dönhoff, ein ungewöhnlich hübscher Mann und, wenn ich nicht irre, Adjutant beim Prinzen Adalbert, zugegen. Auch das Menu von heute möge als ein Beispiel dafür, wie gut unsre Tafel in Versailles bestellt war, notirt werden. Es lautete: Zwiebelsuppe, (dazu Portwein), Wildschweinsrücken (dazu Tivoli-Actien-Bier), Irish Stew, Putenbraten, Maronen (hierzu Champagner und nach Belieben Rothwein) und Dessert, das aus vortrefflichen Calvillenäpfeln und prachtvollen Birnen bestand. Man erwähnte, daß der General von Voigts-Rhetz mit der neunzehnten Division

vor Tours stehe, dessen Bevölkerung Widerstand geleistet habe, so daß man die Stadt mit Granaten habe beschießen müssen. Der Chef bemerkte dazu: „Das ist nicht in der Ordnung, daß er nicht mehr geschossen hat, als sie die weiße Fahne aufzogen. Ich hätte fortgefahren mit Granaten gegen die Gesellschaft, bis sie mir vierhundert Geißeln herausgeschickt hätten". Er mißbilligte dann wieder das milde Verfahren der Offiziere gegen die Widerstand leistenden Civilisten. Selbst offenkundiger Verrath würde kaum gehörig gestraft, und so dächten die Franzosen, sie dürften sich Alles gegen uns erlauben. „Der klagt erst einen Advokaten wegen Verschörung mit Franctireurs an und wie er ihn verurtheilt sieht, reicht er ein Gnadengesuch ein und dann noch eins, statt ihn todtschießen zu lassen und zuletzt — er gilt doch sonst für energisch und geradezu — schickt er mir gar die Frau mit einem Saufconduit über den Hals". — — —

Von dieser unklugen Nachsicht kam die Unterhaltung auf den Generalstabschef Unger, der nach Hause gebracht worden, weil er gestörten Geistes sei. Dort brüte er nun meist still vor sich hin, bisweilen aber breche er in lautes Weinen aus. „Ja", seufzte der Chef, „so ein Generalstabschef ist auch ein geplagter Mann. Unaufhörlich zu thun, immer verantwortlich und kann nichts durchsetzen und wird immer chikanirt, fast so schlimm wie ein Minister". — — „Ich kenne das selbst mit dem Weinen, 's ist Nervenaufregung, Weinkrampf. Den habe ich auch gehabt, in Nikolsburg, und so stark, daß mich der Bock stieß". — — „So ein Generalstabschef wird schlecht behandelt, ein Minister auch — allerlei Verdrießlichkeiten, Mückenstiche ohne Ende. Man ließe sich das Andre gefallen, aber gute Behandlung kann man nicht entbehren". — —

Als der Varziner Wildschweinerücken auf den Tisch kam, unterhielt sich der Minister mit Lehndorf und Pfuel über die Jagd auf diese Wald- und Sumpfbewohner und seine Thaten

bei solchem Sport. Später besprach man den hiesigen „Moniteur“ und der Chef bemerkte: „Da brachten sie in den letzten Wochen einen Roman von Heyse aus Meran. Solch sentinentales Zeug gehört nicht in ein Blatt, das für das Geld des Königs erscheint; denn das ist es doch. Die Versailler wollen das auch nicht. Sie verlangen politische Berichte und militärische Sachen aus Frankreich, aus England, meinetwegen aus Italien, aber nicht solch süßliches Gewäsch. Ich bin doch eine poetisch angehauchte Natur, aber ich erinnere mich nicht, je auf dieses Feuilleton einen Blick geworfen zu haben, nachdem ich die ersten paar Sätze angesehen hatte“. — Abeken, der die Aufnahme des Romans veranlaßt haben soll, vertheidigte die Redaction und sagte, dieselbe habe ihn der Revue des Deux Mondes entnommen, die doch ein angesehenes französisches Blatt sei. Der Chef aber blieb bei seiner Meinung. Jemand bemerkte dann, der „Moniteur“ spräche jetzt ein besseres Französich. „Das mag sein“, versetzte der Minister. „Darauf aber kommt mir's nicht so sehr an. So sind wir Deutsche aber. Immer fragen wir, auch in den höchsten Kreisen danach, ob wir anderen gefallen und bequem sind. Wenn sie's nicht verstehen, so mögen sie Deutsch lernen. — — Es ist einerlei, ob eine Proklamation in schönem französischen Stil abgefaßt ist, wenn sie nur sonst passend und verständig spricht. Vollkommen werden wir in einer fremden Sprache doch nicht.. Es ist unmöglich, daß einer, der sie nur etwa drittehalb Jahre bisweilen gebraucht, sich in ihr so gut ausdrücken kann, wie Jemand, der sie vierundfünfzig Jahre immer gebraucht hat. Man lobte die Steinmetz'sche Proklamation ironisch und citirte wunderliche Sprachproben aus ihr, und Lehndorf sagte: „Feines Französisch war es nicht, das muß wahr sein, aber deutlich war es“. — Chef: „Ja, das Verstehen ist ihre Sache“. Wenn sie's nicht können, mögen sie sich Jemand nehmen, der es ihnen übersetzt. Alle Leute,

die sich was wissen mit ihrer Gewandtheit im Französischen, sind für uns nicht zu brauchen. Das ist aber das Unglück, bei uns: „Wer nicht ordentlich deutsch spricht, ist schon dadurch ein gemachter Mann, besonders, wenn er dafür englisch radebricht. Der alte (ich verstand: Meyendorff, Andere hatten Napier gehört) hat mir einmal gesagt: „Trauen Sie keinem Engländer, der das Französische mit richtigem Accent spricht, und ich habe das meist bestätigt gefunden. Nur Odo Russell möchte ich ausnehmen."

Er erzählte sodann, daß der alte Knesebeck einmal zu aller Verwunderung im Staatsrath aufgestanden sei, und um das Wort gebeten habe. Nachdem er ein Weilchen dagestanden, ohne etwas zu sagen, habe Jemand gehustet. Da habe er gesagt: „Ich bitte mich nicht zu unterbrechen", dann sei er noch ein paar Minuten stehen geblieben, worauf er verdrießlich geäußert: „Nun habe ich vergessen, was ich vorbringen wollte" und habe sich niedergesetzt.

Die Rede kam auf Napoleon III. und der Chef erklärte denselben für beschränkt. „Er ist", fuhr er fort, „viel gutmüthiger, als man gewöhnlich glaubt und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn gehalten hat". — „Das ist ja", warf Lehndorff ein „wie mit dem, was einer vom ersten Napoleon geurtheilt hat, eine gute Haut, aber ein Dummkopf". — „Nein", erwiederte der Chef, — „im Ernst, er ist trotzdem, was man über den Staatsstreich denken mag, wirklich gutmüthig, gefühlvoll, ja sentimental, und mit seiner Intelligenz ist es nicht wetk her, auch mit seinem Wissen nicht. Besonders schlecht bestellt ist's mit ihm in der Geographie, obwohl er in Deutschland erzogen worden und auf die Schule gegangen ist, und er lebt in allerhand phantastischen Vorstellungen. — Im Juli ist er drei Tage umhergetaumelt, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, und jetzt weiß er nicht, was er will. Seine Kenntnisse sind derart, daß er bei uns nicht einmal das Referendarexamen machen

könnte. — Man hat mir das nicht glauben wollen, aber ich habe das schon vor langer Zeit ausgesprochen. 1854 und 1855 sagte ich es schon dem Könige. Er hat gar keinen Begriff davon, wie es bei uns steht. Als ich Minister geworden war, hatte ich eine Unterredung mit ihm in Paris. Da meinte er, das würde wohl nicht lange dauern, es würde einen Aufstand geben in Berlin und Revolution im ganzen Lande und bei einem Plebiscit hätte der König Alle gegen sich. — Ich sagte ihm damals, das Volk baue bei uns keine Barrikaden, Revolutionen machten in Preußen nur die Könige. Wenn der König die Spannung, die freilich vorhanden wäre, nur drei bis vier Jahre aushielte, — die Abwendung des Publikums von ihm wäre allerdings unangenehm, unbequem, — so hätte er gewonnen Spiel. Wenn er nicht müde würde und mich nicht im Stiche ließe, würde ich nicht fallen. Und wenn man das Volk anriefe und abstimmen ließe, so hätte er schon jetzt nern Zehntel für sich. — Der Kaiser hatte damals über mich geäußert: „Ce n'est pas un homme sérieux", woran ich ihn im Weberhause bei Doncherg natürlich nicht erinnerte." Graf Lehndorff fragte, ob man wohl etwas von der Verhaftung Bebels nnd Liebknechts zu fürchten hätte? Ob das viel Aufregung hervorrufen würde? — „Nein", erwiderte der Chef, „davon ist nichts zu befürchten." — Lehndorff: „Aber Jacoby, da gab's doch viel Lärm und Geschrei". — Chef: „Jude — Königsberger. Fassen Sie nur einen Juden an, da schreit's gleich in allen Ecken und Winkeln — oder einen Freimaurer. Und dann kam hinzu, daß sie gegen eine Volksversammlung einschritten, was nicht gerechtfertigt war. Er karakterisirte dann die Königsberger als immer oppositionell und krakelerisch. — „Ja Königsberg", sagte Lehndorff, „nnd das hat Manteuffel verstanden, wenn er in seiner Ansprache meinte: „Königsberg bleibt Königsberg".

Jemand erwähnte darauf, daß man Briefe an Favre mit

„Monsieur le Ministre“ anfinge, worauf der Chef äußerte: „Ich werde nächstens an ihn schreiben: „Hochwohlgeborner Herr.“ Daraus entspann sich eine byzantinische Disputation über Titulaturen und die Anreden Excellenz, Hochwohlgeboren und Wohlgeboren. Der Kanzler vertrat dabei entschieden antibyzantinische Ansichten und Absichten. „Man sollte das ganz weglassen“, sagte er. „In Privatbriefen brauche ich's auch nicht mehr und amtlich gebe ich das Hochwohlgeboaen den Räthen bis zur dritten Klasse“.

Pfuel bemerkte, im Gerichtsstil ließe man die großen Anreden ja auch weg, da hieße es einfach und ohne Titel: „Sie haben sich an dem da und da einzufinden“. — „Ja“, entgegnete der Minister, „aber Ihre juristischen Anreden sind doch auch nicht mein Ideal, da fehlt blos noch, daß es heißt: „Sie Lumpenhund haben u. s. w.“

Abeken. als Byzantiner reinsten Wassers meinte, die Diplomaten hätten es schon übel vermerkt, daß man ihnen bisweilen ihre Titulaturen nicht ganz hätte zu Theil werden lassen, und das Hochwohlgeboren gehöre nur den Räthen zweiter Klasse. — „Und den Lieutenants“, rief Graf Bismarck Bohlen. — „Ich will's aber ganz abschaffen bei unseren Leuten,“ erwiderte der Minister. „Es wird damit in Jahren ein Meer von Tinte verschrieben, worüber sich die Steuerzahler mit Recht als über eine Verschwendung beklagen können. Mir ist's ganz recht, wenn man an mich einfach: „An den Ministerpräsidenten Graf von Bismark schreibt.“ Ich bitte Sie (zu Abeken), mir darüber Vortrag zu erstatten. Es ist ein unnützer Schwanz und ich wünsche, daß das wegfällt.“ Abeken Zopfabschneider — eigne Fügung!

24. Dezember.

Beim Essen ist der Oberstlieutenant von Beckedorff Gast des Chefs, der ein alter Freund von ihm ist und mit dem er

sich Du nennt. Auf dem Tische steht ein spannenhoher Minitur-Weihnachtsbaum, und daneben befindet sich ein Etui mit zwei Bechern, einem im Stil der Renaissance und einem von Tuloner Arbeit. Beide, jeder nur 2 große Schlucke haltend, sind Geschenke der Gräfin für ihren Gemahl. Dieser läßt sie zur Ansicht herumgehen und bemerkt dazu: „Ich bin so ein Bechernarr, obwohl es eigentlich keinen Zweck hat. Denn wenn ich sie auf dem Lande habe und nicht da bin, so stehlen sie mir sie zuletzt, und in der Stadt kümmere ich mich nicht darum".

Dann äußerte er zu Beckedorff, er wäre doch eigentlich langsam avancirt, und fuhr darauf fort: „Wenn ich Offizier geworden wäre — ich wollte, ich wäre es, — so hätte ich jetzt eine Armee, und da ständen wir nicht vor Paris". — — —

An dieses Thema knüpften sich weitere Besprechungen der Kriegführung, wobei der Chef meinte: „Es ist mitunter nicht so sehr die Führung, welche die Schlachten bei uns beginnt und lenkt, als die Truppen selber. Wie bei den Griechen und Trojanern. Ein paar Leute sprechen einander Hohn, es kommt zu Schlägen zwischen ihnen, Lanzen werden geworfen, andere laufen herzu und werfen und schlagen auch und so giebt's endlich eine Schlacht. Erst schießen sich die Vorposten ohne Noth, darauf rücken andre, wenn es gut geht, nach, zuerst kommandirt ein Unteroffizier eine Gruppe, dann kommt der Lieutenant mit mehr Leuten nach, dann das Regiment und zuletzt muß der General nach mit allem, was er hat. So entspann sich die Schlacht bei Gravelotte, die eigentlich erst den 19. stattfinden sollte. Bei Vionville war's anders. Da mußten sie sich den Franzosen entgegenwerfen wie ein Packan." — — —

Beckedorff erzählte hierauf, daß er bei Wörth zweimal verwundet worden, einmal zwischen Nacken und Schulterblatt, und zwar offenbar durch eine Explosivkugel, sodann am Knie. Er sei vom Pferde gesunken und liegen geblieben. Da hätte

aus geringer Entfernung ein Zuave oder Turko, an einen Baum gelehnt, nach ihm geschossen und ihn am Kopfe gestreift. Desgleichen hätte ein andrer von diesen Halbwilden sich auf der Flucht in einen Graben geworfen, und als unsre Leute über ihn weggewesen, wäre er aufgestanden und hätte ihnen in den Rücken gefeuert. Da wären einige zu seiner Verfolgung umgekehrt, einer hätte ihm, da man unsrer Truppen wegen nicht schießen gedurft, das Gewehr in's Kreuz geworfen, und so hätten sie ihn gekriegt und umgebracht. „Er hatte das Schießen gar nicht nöthig; denn niemand hätte ihm in seinem Graben was gethan", sagte der Erzähler. „Es war die reine Mordlust".

Der Chef erinnerte an andre Barbareien der Franzosen und bat Beckedorff, seinen Fall für ihn zu Papier zu bringen und die Explosivkugel ärztlich bescheinigen zu lassen. Zuletzt kam er auf Landschaftliches zu sprechen, wobei er bemerkte, daß er Gebirgsgegenden nicht sehr liebe, erstens wegen der im Thale gewöhnlich beschränkten Aussichten, dann wegen des Auf- und Absteigens. Ich bin mehr für die Ebene, wenn auch nicht gerade für die bei Berlin. Aber kleine Hügel mit hübschem Laubwald, schnelle klare Bäche, etwa wie in Pommern und überhaupt an der Ostsee — was ihn dann auf verschiedenen Ostseebadeorte brachte, von denen er einige recht anmuthig, andre langweilig fand.

25. Dezember.

Man kam bei Tische auf die Gabe, viel trinken zu können, und der Minister äußerte u. a.: „Früher hatte mir das Trinken garnichts an. Wenn ich bedenke, was ich da geleistet habe. Die schweren Weine, besonders der Burgunder!" Darauf drehte sich das Gespräch eine Weile um das Kartenspiel, und er bemerkte, daß er früher auch darin viel gethan und z. B. einmal zwanzig Rubber Whist nach einander gespielt habe, „was sieben

Stunden Zeit gleichkommt." Ihn könne es nur interessiren, wenn hoch gespielt würde, das schicke sich aber nicht für einen Familienvater. Veranlassung zur Vornahme dieses Themas hatte übrigens der Umstand gegeben, daß der Chef jemand einen „Riemchenstecher" genannt hatte, was er dann, nachdem er gefragt, ob man das verstünde, dahin erklärte: „Das Riemchenstechen ist ein altes Soldatenspiel gewesen, und ein Riemchenstecher ist nicht gerade ein Schuft, aber ein schlauer, gewandter Mensch."

Zum Schluß der Versailler Tischgespräche folgt hier noch ohne chronologische Reihenfolge eine Auswahl von Äußerungen des Reichskanzlers, die ebenfalls aus jener Zeit herrühren.

Die Unterhaltung kam einmal auf Alexander von Humboldt, der nach dem, was über ihn geäußert wurde, auch Hofmann, und zwar sehr, aber nicht von der amüsanten Seite gewesen wäre. „Bei unserem Hochseligen", so erzählte der Kanzler, „war ich das einzige Schlachtopfer, wenn Humboldt des Abends die Hofgesellschaft in seiner Weise unterhielt. Er las da gewöhnlich vor, oft stundenlang — eine Lebensbeschreibung von einem französischen Gelehrten oder Baumeister, die keinen Menschen als ihn interessirte. Dabei stand er und hielt das Blatt dicht vor die Lampe. Mitunter ließ er's fallen, um sich mit einer gelehrten Bemerkung darüber zu verbreiten. Niemand hörte ihm zu, aber er hatte doch das Wort. Die Königin nähte an einer Tapisserie und hörte schwerlich was von seinem Vortrage. Der König besah sich Bilder — Kupferstiche und Holzschnitte — und blätterte geräuschvoll darin. Die jungen Leute seitwärts und im Hintergrunde unterhielten sich ganz ungenirt, kicherten und übertäubten förmlich seine Vorlesung. Die aber murmelte, ohne abzureißen, fort wie ein Bach. Gerlach saß auf seinem kleinen runden Stuhle, über dessen Rand er auf allen Seiten herabhing und schlief, daß er schnarchte, sodaß ihn

der König einmal weckte und sagte: „Gerlach, so schnarchen Sie doch nicht.“ Ich war sein einziger geduldiger Zuhörer, das heißt, ich schwieg, that als ob ich seinem Vortrage lauschte und hatte dabei meine eigenen Gedanken, bis es endlich kalte Küche und weißen Wein gab. — Es war dem alten Herrn sehr verdrießlich, wenn er nicht das Wort führen konnte. Ich erinnere mich, einmal war einer da, der die Rede an sich riß und zwar auf ganz natürliche Weise, indem er Dinge, die alle interessirten, hübsch zu erzählen wußte. Humboldt war außer sich. Mürrisch füllte er sich den Teller mit einem Haufen — so hoch — (der Kanzler zeigte es mit der Hand) von Gänseleberpastete, fettem Aal, Hummerschwanz und anderen Unverdaulichkeiten, — ein wahrer Berg! — es war erstaunlich, was der alte Mann essen konnte. Als er nicht mehr konnte, ließ es ihm keine Ruhe mehr, und er machte einen Versuch, sich das Wort zu erobern. „Auf dem Gipfel des Popocatepetel,“ fing er an. Aber es war nichts, der Erzähler ließ sich von seinem Thema nicht abwendig machen und fuhr gelassen mit dem zweiten Kapitel der Geschichte, die er zum Besten gab, fort, — Humboldt sah sich mißmuthig nach ihm um, hustete kurz und trocken und setzte dann noch einmal an: „Auf dem Gipfel des Popocatepetel, siebentausend Toisen über“ — wieder drang er nicht durch, der Erzähler sprach ruhig weiter. „Auf dem Gipfel des Popocatepetel, siebentausend Toisen über — dem Niveau des Stillen Ozeans“ — er stieß es mit lauter, erregter Stimme hervor, halb wehmüthig, halb zornig, die ersten Worte feierlich, die letzten hastig, jedoch gelang es ihm auch damit nicht, der Erzähler redete weiter und die Gesellschaft hörte nur auf ihn. — Das war unerhört. Wüthend setzte Humboldt sich nieder und versank in Betrachtungen über die Undankbarkeit der Menschen bei Hofe. — Die Liberalen haben viel aus ihm gemacht, ihn zu ihren Leuten gezählt. Aber er war ein Mensch,

dem Fürstengunst unentbehrlich war und der sich nur wohl fühlte, wenn ihn die Sonne des Hofes beschien. Das hinderte nicht, daß er hernach mit Varnhagen über den Hof raisonnirte und allerlei schlechte Geschichten von ihm erzählte. . . . Er wußte übrigens auch manches hübsche zu berichten, wenn man mit ihm allein war — aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. und da er mir gut war, weil ich ihm immer aufmerksam zuhörte, so erfuhr ich viele schöne Anekdoten von ihm. — Mit dem alten Metternich war's ebenso. Ich verlebte einmal ein paar Tage auf dem Johannisberge mit ihm. Da sagte mir später Thun: „Ich weiß nicht, was haben Sie nur dem alten Fürsten angethan, der hat ja in Sie, wie in einen goldenen Kelch hineingesehen und meinte, wenn Sie mit dem nicht zurechtkommen, so weiß ich wirklich nicht." — „Ja," sagte ich, „das will ich Ihnen erklären, ich habe seine Geschichten ruhig angehört und nur manchmal an die Glocke gestoßen, daß sie weiterklang. Das gefällt solchen redseligen Leuten."

Ebenfalls in Versailles und ebenfalls in hochkomischer Weise erzählte der Kanzler von seiner Begegnung mit Heinrich von Gagern, einem anderem großen Lichte der Liberalen in vergangenen Tagen. „Ich entsinne mich," begann er, „1850 oder 1851, da hatte Manteuffel Befehl bekommen, eine Verständigung zwischen den Gagernschen und den Konservativen von der preußischen Partei zu versuchen — wenigstens so weit, als der König in der deutschen Sache gehen wollte. Er nahm mich und Gagern dazu und so wurden wir eines Tages zu einem Souper zu ihm eingeladen. Zuerst wurde wenig oder nicht von Politik gesprochen. Dann aber ergriff Manteuffel einen Vorwand, uns allein zu lassen. Als er hinaus war, sprach ich sogleich von Politik und setzte Gagern meinen Standpunkt auseinander und zwar in ganz nüchterner, schlichter Weise. Da hätten Sie aber den Gagern hören sollen. Er machte sein

Jupitergesicht, hob die Augenbrauen, sträubte die Haare, rollte die Augen und schlug sie gen Himmel, daß es knackte, und sprach zu mir in seinen großen Phrasen, wie wenn ich eine Volksversammlung wäre. Natürlich half ihm das bei mir nichts. Ich erwiderte kühl und wir blieben uns einander fremd wie bisher. Als Manteufiel dann wieder hereingekommen war, und der Jupiter sich entfernt hatte, fragte mich jener: „Nun, was haben Sie zu Stande gebracht mit einander?" — „Ach," sagte ich, „Nichts zu Stande gekommen. Das ist ja ein dummer Kerl, hält mich für eine Volksversammlung — die reine Phrasengießkanne. Mit dem ist nicht zu reden."

Von seiner Unterredung mit Favre in Haute Maison erzählte der Kanzler: „Als ich eine Anspielung auf die Abtretung von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das nur ein Scherz hätte sein sollen. Ich hätte ihm darauf mit einer kleinen Geschichte antworten können, die mir in Berlin passirt war, vor Jahren, bei dem großen Kürschner und Pelzhändler — wie heißt er gleich? — Nun, ich mußte einmal einen neuen Pelz haben, aber der Preis für den, der mir gefiel, kam mir zu hoch vor, und ich sagte: „Sie scherzen wohl, lieber Herr? —" „Nein," antwortete er, „in dem Geschäfte niemals nich."

Einige Zeit später sagte der Minister, als Favre ihm in einem Zwiegespräche wiederholentlich angedeutet hatte, daß Frankreich das Land der Freiheit sei, und daß die Franzosen sich allezeit der liberalsten Einrichtungen erfreut hätte, während in Deutschland der Despotismus herrsche: „Es ist wirklich sehr komisch, einen Franzosen so sprechen zu hören, und besonders Favre, der immer zur Opposition gehört hat. Aber so sind sie alle. Man kann einem Franzosen fünfundzwanzig aufzählen, wenn man ihm dabei eine schöne Rede von der Freiheit und Menschenwürde hält, die sich darin ausdrücke, und die ent-

sprechende Attitüde dazu macht, so bildet er sich ein, er wird nicht geprügelt."

Im Februar 1871, als Paris wieder offen war, erzählte der Kanzler eines Abends, daß er am Nachmittag auf dem Wege von Versailles nach St. Cloud vielen Leuten mit Hausrath und Betten begegnet sei; wahrscheinlich seien es Bewohner der Dörfer in der Nachbarschaft gewesen, die aber nicht aus der Stadt hatten kommen können. „Die Frauen sahen ganz freundlich aus," fügte er hinzu, „die Männer aber nahmen sofort, nachdem sie der preußischen Uniformen ansichtig geworden, eine finstere Miene und eine heroische Haltung an. Das erinnert mich, bei der früheren neapolitanischen Armee, da gab es ein Kommandowort — wenn bei uns kommandirt wird: „Gewehr zur Attacke rechts!" so heißt es da: „Faccia feroce!" das heißt: „Macht ein grimmiges Gesicht." — Wie wenig solche Possen und Mienen zu bedeuten hatten, erfuhr Bismarck bald nachher bei einem Vorfalle, dem es auch nicht an Komik fehlte. Es war, als die deutschen Truppen in Paris eingezogen und einen Theil der Stadt auf einige Tage besetzten. „Ich konnte," so berichtete der Kanzler, „der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens ein Stück mit hineinzureiten. Die Leute am Thore mußten mich erkannt haben und blickten mich finster und drohend an, besonders die Männer. Ich kannte aber meine Leute. So ritt ich auf einen zu, der besonders trotzig und verwegen aussah, zog eine Cigarre heraus und bat ihn höflich um Feuer. Sogleich gab er mir seine kurze Tonpfeife und zwar mit verbindlichster Geberde."

Waldeck, der verstorbene Führer und Abgott der Fortschrittsdemokraten, wurde von Bismarck während des deutsch-französischen Krieges einmal wie folgt charakterisirt: „Ähnliche Anlagen wie Favre, immer konsequent, prinzipientreu, fertig mit seiner Ansicht und seinem Entschlusse von vorn herein; dazu

stattliche Gestalt, weißer ehrwürdiger Bart, Phrase im Brustton der Überzeugung, auch in Kleinigkeiten — das imponirte. Er hielt mit einer Stimme, die von tiefster Überzeugungstreue und Zuversichtlichkeit bebte, eine Rede darüber, daß der Löffel hier im Glase stecke (Bismarck war eben beim Thee) und proklamirte, daß jeder ein Schuft sei, der das nicht glauben wolle, und alle glaubten's ihm und priesen in allen Tonarten seine energische Gesinnung."

Nachdem Bismarck in Versailles einmal den früheren Minister Arnim-Boitzenburg, der in Aachen sein Vorgesetzter gewesen war, als liebenswürdig und gescheidt, aber zu keinem stetigen Handeln und energischen Auftreten geneigt charakterisirt hatte, fuhr er fort: „Wie ein Gummiball, der aufhüpft und wieder aufhüpft und so fort, aber immer schwächer und zuletzt ist's garnichts mehr. Erst hatte er eine Meinung, dann schwächte er sie durch Selbstwiderlegung ab, dann kam ihm wieder ein Einwurf gegen die Wiederlegung, bis schließlich garnichts übrig blieb und nichts in der Sache geschah." — Delbrück lobte den Schwiegersohn, den vielberufenen Grafen Harry Arnim, als unterrichtet und geistreich, meinte aber, er sei theilnahmlos und ohne Streben. „Ja," bestätigte der Kanzler, „ohne Streben, er hat keinen Raketensatz im After." In der historischen Nacht des Sommes 1866, in welcher General Manteuffel die Elbe zu überschreiten und in's Wesenreich einzurücken im Begriffe stand, telegraphirte ihm Bismarck, wohl auf seine Anfrage in Betreff des Verfahrens mit den Hanoveranern: „Behandeln Sie sie als Landsleute, eventuell tödtlich." Als Vogel von Falkenstein während des deutsch-französischen Krieges den Abgeordneten Jacoby als franzosenfreundlich demonstrirenden Sozialdemokraten hatte verhaften lassen, und Bismarck sich bei ihm vergeblich für dessen Freigebung verwendet hatte, fragte letzterer: „Wenn er ihn als Rhinozeroskotelett gegessen hätte, meinethalben, aber einsperren — da hat er nichts als einen alten, dürren Juden."

Jules Favre 1871.

Ueber Jules Favre's Begegnungen mit Bismarck berichtet Hérisson außer dem, was wir im ersten Theil dieses Buches mitgetheilt haben, noch Folgendes.

Als Träger eines Briefes an den Adjutanten des Kaisers, Fürsten Wittgenstein, hatte Hérisson eines Tages in der Präfektur zu Versailles, wo der Kaiser seine Residenz aufgeschlagen hatte, zu thun. „An der Thür kreuzte der Posten das Bajonnet vor mir. Der brave Sachse konnte nicht begreifen, daß ein bewaffneter französischer Offizier die Freiheit hatte, zu seinem Souverain dringen zu wollen. Der Offizier du jour theilte die Bedenken der Schildwache nicht und kommandirte den Mann ab, um mich zum Fürsten zu führen. Im Saale der pas perdus, der als Vorsaal für die kaiserlichen Gemächer diente, wartete ein wahres Heer von Generälen und Offizieren aller Grade, jedes Alters und jeder Waffe, alle in funkelnagelneuen Uniformen, alle mit Stickereien, Großcordons, Orden bedeckt. Die Helme funkelten, die Sporen klirrten, die Säbeln rasselten auf den Marmorfliesen. Und welche athletischen und stolzen Gestalten, welche freudeglänzenden Blicke! Welche ruhige und

selbstbewußte Sicherheit! All das athmete den Erfolg, die Gesundheit, den Wohlstand und die Kraft . . . Denselben Tag hörte ich einen seltsamen Gedankenaustausch zwischen Herrn v. Bismarck und Favre. Dieser sprach von Frankreichs Liebe zur Freiheit und Republik.

„— Sind Sie ganz sicher, erwiderte der Kanzler, daß Frankreich so republikanisch sei, wie Sie sagen?“

„— Gewiß,“ meinte Jules Favre.

„— Nun, ich bin nicht ganz Ihrer Meinung, Herr Minister. Ehe wir mit Ihnen unterhandelten, haben wir, wie Sie sich wohl denken können, die Geistesverfassung Ihres Landes studirt. Trotz diesem für Sie bedauerlichen Kriege, der Napoleon III. mehr von der französischen Nation aufgenöthigt als von ihm gewünscht wurde, trotz den Schlägen und Niederlagen Ihrer Armee war nichts leichter, glauben Sie mir, als das Kaiserreich wieder herzustellen. Ich behaupte nicht, daß man ihm in Paris zugejubelt hätte, aber von der Provinz wäre es hingenommen oder geduldet worden, das übrige hätte ein Plebiszit gethan. Nein, wenn wir uns nicht mit den Bonapartes eingelassen haben, so ist es, weil es uns vortheilhafter schien, uns mit Ihnen zu vertragen. Was aber die angebliche Liebe Frankreichs zur Republik angeht, so wäre sie mit wunderbarer Raschheit verschwunden. Sie sind noch nicht lange an der Gewalt. Warten Sie nur. Wenn Sie durch mehrere Jahre die Menschen werden gehandhabt haben, so werden Sie, der Liberale, sich in einen Autoritären verwandeln. Vom Republikaner werden Sie Monarchist werden. Glauben Sie mir, man kann eine große Nation ohne den Grundsatz der Autorität, das ist der Monarchie, nicht führen noch zum Gedeihen bringen.“

Und als Jules Favre protestirte, hätte Bismarck hinzugefügt: „Sehen Sie mich an, der ich zu Ihnen spreche. Wie habe ich angefangen? Ich war liberal und nur durch Ueber-

legung und Nachdenken, durch die Beweiskraft der Thatsachen und durch die Erfahrungen mit den Menschen bin ich, der ich mein Vaterland liebe, desses Bestes, dessen Größe wünsche, conservativ oder, wenn Ihnen das lieber ist, autoritär geworden.

Madame Jessé (1871.)

Madame Jessé, deren Villa Fürst Bismarck während der Belagerung von Paris in Versailles bewohnte, erzählt wie folgt:

„Ich gelangte am 7. März wieder in den Besitz meines Hauses, nachdem ich Herrn v. Bismarck schon am 5. gesehen.

An diesem Tage war der Graf abwesend, und ich wollte nicht in's Haus treten. Der kleine Graf, sein Neffe, fand mich im Garten. Wir blieben da und er theilte mir den Wunsch Seiner Excellenz mit, aus meinem Hause ein Andenken mitzunehmen.

Der Graf kam dann zurück und traf mich. Einige Worte, die wir wechselten, ließen ihn meine Unzufriedenheit bemerken.

„Ich glaubte, Sie würden mir Komplimente machen, Madame, was Sie mir sagen, sind aber Vorwürfe."

Da grüßte er militärisch und wendete mir den Rücken.

Besorgt, meinen Gast verletzt zu haben, entschließe ich mich zu meinem großen Bedauern, ihm auf seinem Wege entgegenzutreten. Er bleibt stehen.

„Herr Graf, ich habe nicht beabsichtigt, Ihnen Vorwürfe zu machen, ich habe dazu nicht das Recht. Es geschah gegen meinen Willen, wenn ich merken ließ, wie schwer mein Herz bedrückt ist.“

Er reichte mir die Hand, ich bin gezwungen, sie anzunehmen, er drückt sie mir, er versichert mir, daß mein Haus vollkommen in Ordnung ist, er will mich hineinführen, ich weigere mich, aber es hilft nichts. Ich trete mit ihm in meinen großen Salon, Der Graf folgt mir, indem er mir mit unbedecktem Haupt die Honneurs macht. Wir durchschreiten dieses Gemach, die offene Thür des Billardzimmers läßt mich eine Menge Personen um einen ungeheuer großen Tisch und mehrere Lichter sehen, obwohl es heller Tag war. Auf dem Vorsaal angelangt, bemerke ich einen unbeschreiblichen Schmutz.

Wir steigen die Treppe hinauf, er führt mich in das Zimmer Gastons, sein Kabinet, und stellt sich vor ein Portrait.

„Ihr Gemahl . . . . ein schöner Mann . . . aber in der Jugend . . . . bei seinem Tode, sein Bild . . . haben Sie es?“

Ich zeige ihm eine Photographie, dann geht er in seine Stube, die meinige. und vergleicht diese Photographie mit einem anderen Portrait. Von neuem sagt er mir Liebenswürdigkeiten, dann entschuldigt er sich, daß die Stube nicht in Ordnung gebracht worden, die doch nicht schmutziger als die anderen Räume ist.

Wir steigen in die Bibliothek hinunter. Nägel in den Gemälden. Ich mache ihn darauf aufmerksam.

„Das ist mein Personal, so geht's im Kriege.“

Bei allem immer dieselbe Antwort. Ich frage nach einer Pendeluhr, die sich dort befand. Rasch geht er in den großen Salon und führt mich vor den Kamin.

„Sehen Sie, da ist sie“, sagte er zu mir. „Thiers ver-

abscheute sie; wir haben lange vor ihr verhandelt; er konnte sie nicht ansehen und wiederholte immer: „Der Teufel — der verwünschte Teufel!“ . . . Der Friede ist vor ihr unterzeichnet worden. Thiers konnte sie nicht ausstehen.“

„Und Sie, Herr Graf?“

„Allerliebst, ein wahres Kunstwerk . . . hängen Sie sehr daran?“

„Ja, ich hänge daran.“

Wir gehen in den Garten.

„Sie sehen, Madame, wie sehr ich darauf gehalten habe, daß alles, was Ihnen gehört, respektirt wird. Es ist vollkommen in Ordnung, selbst Ihre Perlhühner, die mich durch ihr Geschrei sehr belästigt haben, deren Eier ich gern gegessen hätte, die mir aber keine geben wollten, (Natürlich aus Patriotismus, wird Madame Jessé verstanden wissen wollen.) Sie sind doch vorhanden. Kommen Sie, um sie zu sehen.“

Aber der Hinterhof war leer, man hatte sie einige Tage vor meiner Rückkehr auf Befehl des kleinen Grafen getödtet. Indem wir weiter gingen, sagte er zu mir:

„Nicht wahr, ich werde von den Franzosen verabscheut?“ „Ja, Herr Graf, sind Sie überzeugt in Ihrem Lande geliebt zu sein, nach so vielen Leiden?“

„O! ja!“ sagte er zu mir . . . . hundertundzwanzigtausend Todte, zweihundertfünfzigtausend Verwundete . . . . so geht's im Kriege.“ Diese Worte wurden sehr rasch von ihm gesprochen.

„Was für ein schöner Garten! — Das ist's, was mich hier bleiben ließ . . . von ihm entworfen, nicht wahr? — Wollen Sie, daß ich Ihr Haus morgen verlasse?“

Endlich führte er mich, indem er mir mit honigsüßer Liebenswürdigkeit anbot, zu meiner Rückkehr anspannen zu lassen, oder wenn ich bleiben wollte, Befehl zu geben, daß ein

Zimmer für mich in Bereitschaft gesetzt werde, nicht an die Thür, sondern fast bis auf den Boulevard zurück, wo er zu mir sagte:

„Wohlan Madame, Sie entschließen sich inbetreff der Pendeluhr? Sie ist ein Gegenstand, den Seine Exzellenz gern haben möchte. Bestimmen Sie den Preis.“

„Nein, ich will nicht.“

Neue inständige Bitte. Verdrießlich sagte ich zu ihm, ich werde Antwort ertheilen. Er will sie sogleich. Ich gebe nicht nach.

Am nächsten Tage ließ ich dem Grafen sagen, daß ich meine Pendeluhr dem Grafen Bismarck weder verkaufen, noch schenken könne.

Er war im Begriffe, mein Haus zu verlassen. Vier Wagen, jeder mit vier Pferden bespannt, standen im Hofe und ich erfuhr, daß er tags vorher nach meinem Weggange Befehl zur Abreise gegeben. Man hatte die ganze Nacht gepackt. Ich stand vor meinem Hinterhofe, als Herr v. Bismarck die Stufen vor der Hausthür herabstieg. Er wendete sich nach der Seite hin, wo ich mich befand. Ich kehrte mich absichtlich von ihm ab. Meine Gärtnerin folgte mir. Mein Gärtner blieb an seiner Stelle stehen, der Graf näherte sich ihm, drückte ihm die Hand und sagte:

„Wenn Madame Jessé ihren Entschluß ändert, so ist hier meine Adresse, damit man mir die Pendeluhr zuschicken kann. Dann sind hier vierzig Franken. Diese Summe muß hinreichen für die Ausbesserungen und um das Haus für die Aufnahme von Madame Jessé wieder instand zu setzen. Man ist hier sehr glücklich, meine Ferse zu sehen.“

Dann stieg er in seine Kutsche. Dasselbe geschah von seiten mehrerer anderer Personen, das Personal war schon seit dem Morgen abgereist.

Der Rath (Chiffreur des Königs, Hofrath Taglioni) allein blieb zurück. Er kam, um sich bei mir zu entschuldigen, daß er mir noch nicht die Schlüssel übergeben habe, und mich zu benachrichtigen, daß er am Tage nachher mit dem Kaiser abreisen werde. Ich benutzte seine Anwesenheit, um mein Herz auszuschütten und ihm zu sagen, daß die Gegenwart des Herrn v. Bismarck mein Haus nicht vor Diebstahl geschützt habe, da man aus einem Sekretär, der noch dazu im Kabinett des Grafen selbst gestanden, vierhunderi Franken und eine Sammlung von Medaillen gestohlen habe. Viele Gegenstände sind verschwunden, das Geschirr und Glaszeug zerbrochen, Schränke und Möbel aufgesprengt und selbst zerschlagen. Wandschränke, wo sich Madeira befand, haben trotz großer Anstrengungen, sie zu öffnen, widerstanden."

So Madame Jessé. Hierzu bemerkt M. Busch: „Die vordere Hälfte der Erzählung der Französin, ihr Bericht über ihr erstes Zusammentreffen mit dem Reichskanzler ist im großen und ganzen richtig. Nur wird man von vornherein die Frage des Grafen, ob er von den Franzosen verabscheut werde. für unwahrscheinlich, ja, für unmöglich zu halten geneigt sein und zwar einmal, weil sich von selbst verstand, daß die Franzosen denselben nicht liebten, dann, weil nur Eitelkeit eine solche Frage hätte thun können, und Eitelkeit bekannter Maßen nicht die schwache Seite des Kanzlers ist. Wenn er Beust hieße, wäre eher daran zu glauben. Sonst pflegen nur Franzosen oder auch wohl manche Semiten auf derartige Fragen zu verfallen. War es also im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß der Reichskanzler sich nach der Meinung der Franzosen über ihn erkundigt, so kann ich aus der zuverlässigsten Quelle schöpfend, hinzufügen, daß er die betreffende Aeußegrun in der That nicht gethan hat, dieselbe also Erfindung ist.

Weiterhin wird der Bericht der Madame Jessé noch

weniger genau. Bei der kurzen Verhandlung über die Uhr mit dem Teufelchen hat sie sich nicht, wie sie behauptet, geweigert, sich von derselben zu trennen. Sie bot dieselbe vielmehr unter der Bedingung zum Geschenk an, daß man ihr den Schaden, der ihrem Hause angeblich widerfahren, mit fünftausend Franken vergüte. Die exorbitante Forderung war nicht entfernt gerechtfertigt, obwohl nicht in Abrede gestellt werden soll, daß die Zimmer des Hauses unserer unfreiwilligen Wirthin von unserem langdauernden Besuch hier und da gelitten haben mögen und daß manches bei unserer Abreise nicht mehr so sauber war, wie es gewesen, als eine einzelne Familie hier gewohnt hatte. Diese Zimmer und Kammern hatten aber fünf Monate fünfmal so viel Menschen beherbergt, als sonst, und über den Vorsaal waren im Laufe der Woche hunderte von Füßen gegangen.

Was der Reichskanzler zum Gärtner gesagt haben soll, als er ihm die vierzig Franken gegeben, ist entweder absichtliche Entstellung oder Mißverständniß. Die Summe würde vermuthlich hingereicht haben, die notwendig gewordenen Ausbesserungen damit zu bestreiten. Die vierzig Franken wurden aber nicht mit der Absicht einer Entschädigung gegeben, sondern waren einfach ein Trinkgeld für ein paar kleine Dienstleistungen des braven Gärtnermannes.

Daß ferner aus einem Sekretär im Zimmer des Grafen Bismarck vierhundert Franken und eine Medaillensammlung gestohlen worden, ist nicht möglich. Dieses Zimmer enthielt keinen Sekretär, sondern nur eine unverschließbare Kommode, und in dieser fand sich bei unserer Ankunft weder die genannte Summe noch eine einzige Medaille. Was zwischen der Abreise der Hausbesitzerin und unserem Eintreffen sonstwo im Hause geschehen ist, wissen wir nicht und haben wir nicht zu verantworten. Hat jene den von ihr beklagten Verlust erlitten, so

hat sie ihn sich selbst zuzuschreiben. Wer hieß sie, ihr Hab und Gut zu verlassen?

Daß man Schränke aufgebrochen hat, um sie zur Aufbewahrung von Kleidern und anderen Gegenständen zu benutzen, ist sehr möglich, ja wahrscheinlich. Aber warum ließ Madame nicht die Schlüssel im Schlosse? Daß es bei gewaltsamer Oeffnung nicht ohne die eine oder die andere Beschädigung abgegangen ist, mag zu bedauern sein. Aber das ist eben der Krieg. Daß wir endlich das Geschirr und Glaszeug von Frau Jessé zerbrochen zurückgelassen, ist einfach deshalb nicht wahr, weil wir dergleichen Dinge nicht vorfanden und weil wir uns bei Tische unseres eigenen Geschirres und Geräthes bedienten. Möglich, daß ein Waschbecken oder ein Wasserkrug, oder zwei durch uns Schaden gelitten haben, aber darüber erhebt doch ein verständiger Mensch selbst in friedlichen Tagen kein solches Lamento."

Kaufmann Berghoff (1873).

In dem „Hamburger Korrespondent" erzählte ein Kaufmann Berghoff aus Melbourne von einem Besuche, den er — es war im Jahre 1873 — im Hause des Fürsten Bismarck gemacht. Berghoff wurde beim Kanzler zu Tische geladen und berichtet nun: „Wir waren eben gegen Ende des Essens und verspeisten einen Kalkuttahahn aus Varzin, als eine Ordonnanz hereintrat mit einem Telegramm aus London (vom Gesandten von Bernstorff). Bismarck legte es auf den Tisch, um sein Augenglas hervorzuholen, und weil ich so nahe bei ihm saß, las ich, daß Napoleon am Morgen in Chislehurst gestorben sei. Als Bismarck das Telegramm durchgelesen hatte, sagte er zu seiner Frau: „Ich habe Dir ja gesagt, die Operation könnte er nicht aushalten. Napoleon ist heute morgen gestorben." Darauf wendete er sich an den Mann, welcher ihm das Telegramm gebracht, und fragte: „Hat S. Majestät der Kaiser ein Telegramm erhalten?" Und nach der Antwort: „Nein, nur Euer Durchlaucht." — „Dann bringen Sie dies Telegramm gleich zum Kaiser." — Fürstin Bismarck fragte ihn: „Otto, Du wirst

wohl Trauer anlegen?" worauf Bismarck erwiderte, daß Napoleon ein guter Mann, aber schwach gewesen, daß er eine gute That nie vergaß; nur einmal hätte er ihn hintergangen, als er (Bismarck) vor Wien stand nach der Schlacht von Königgrätz und Napoleon ihm die Depesche einschickte, wenn die Preußen weitergingen, würde er einrücken. Das hätte er ihm nie vergessen, und jetzt wäre ihm das auch wieder zurückgezahlt.

Ein Diplomat (1877).

Fürst Bismarck erzählte einem Diplomaten während des letzten türkischen Krieges:

„Man schiebt mir Vieles in die Schuhe, woran ich ganz unschuldig bin und ich erfahre erst durch die Zeitungen, daß ich es sei, der von diesem oder jenem Ereignisse die Schuld trage. Andererseits rechnet man mir wieder Verdienste zu, die ich nicht habe. So hielt man es für ein Werk meiner Schlauheit, daß ich vor Beginn des Feldzuges gegen Oesterreich den Prinzen Karl von Hohenzollern auf den rumänischen Thron gebracht hätte. Und doch hatte ich daran einen sehr geringen Antheil. Der Prinz kam eines Tages zu mir, theilte mir zu meiner Ueberraschung mit, daß ihm von Seiten rumänischer Bojaren der Thron angeboten worden sei, und frug mich um meinen Rath. „Nun," sagte ich, „das ist ja immerhin ein hübsches Avancement für einen preußischen Lieutenant, und den Versuch könnten Sie wohl machen. Doch Rumänien ist ein schwer regierbares Land mit halbasiatischen Zuständen. Vergessen Sie nicht, daß Sie ein Hohenzoller sind, der nur würdig handeln

darf. Sehen Sie, daß Sie dort nicht nützlich wirken können, nun so gehen Sie wieder fort, aber wie ein Couza lassen Sie sich nicht behandeln." Dann meinte der Prinz, er sei Offizier und es bleibe ihm keine Zeit, Urlaub oder Abschied regelrecht zu erbitten; er könnte als Deserteur behandelt werden. „Dafür will ich bei Sr. Majestät die Verantwortung übernehmen," erwiderte ich. Dies war mein ganzer Antheil, den ich an der Sache nahm."

Herr v. Blowitz (1878).

In der Zeit des Berliner Kongresses von 1878 hatte der Times-Correspondent eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck, in der vom Charakter der Franzosen die Rede war.

Der Fürst sagte zu Herrn von Blowitz: „Das erstaunt Sie, weil Sie gewohnt sind, Frankreich nach Paris zu beurtheilen, aber es giebt thatsächlich, so zu sagen, zwei Frankreich. Das Frankreich von Paris ist das eitle, vergnügungssüchtige, extravagante Frankreich, das Revolution macht, Krieg erklärt, und niemals an's Sparen denkt. Jedermann führt ihm Geld zu und es verschwindet alles. Daneben steht das andere, das wirkliche Frankreich, das der Provinzen, welches tüchtig arbeitet, mäßig ist und Ersparnisse macht. Das letztere zahlt für die Grillen und Thorheiten des ersteren. Macht das eine eine Revolution, so hat das andere dafür zu leiden. Erklärt Ersteres den Krieg, so ficht letzteres denselben aus, obgleich dem Provinzialen seine Heimath sehr theuer ist und er kein größeres Opfer kennt, als dieselbe für den Militärdienst zu verlassen. Als ich mich in Frankreich befand, nahm ich ein großes Interesse an den Soldaten und unterhielt mich öfters mit ihnen. Ihr

einziger Wunsch war, auszudienen, und in ihre Heimath zurückzukehren. Wenn man auf den Bauern hörte, so würde Frankreich niemals Krieg führen; trotzdem kämpft er wacker, wenn er kämpft. Wird er geschlagen, so ist er betrübt; gewinnt er, so freut er sich darüber; allein als Sieger oder Besiegter ist er vor allen der Thatsache sich bewußt, daß Sieg oder Niederlage dem Kriege ein Ende machen und ihm erlauben, sich in seine Heimath zurückzubegeben.

Graf Chaudordy (1879.)

Der französische Diplomat Graf Chaudordy berichtet den „Nowosti“ zufolge in seinen Memoiren von einer Ueberredung mit dem Fürsten Bismarck vom 14. März 1879, also nach dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnißvertrags.

Viele Stellen in dem Berichte des Grafen Chaudordy über diese Unterredung werden den sehr berechtigten Zweifel wecken, ob der französische Diplomat wirklich den Fürsten Bismarck richtig verstanden, oder über dessen Aeußerungen der Wahrheit gemäß berichtet hat. Der deutsche Reichskanzler sprach bei diesem Anlasse über die Beziehungen Deutschlands, Oesterreichs und Rußlands zu einander, über die Ursachen der Verstimmung zwischen Deutschland und Rußland und endlich über die Triebfedern, welche ihn gezwungen haben, trotz aller Schwierigkeiten eine Allianz mit Oesterreich-Ungarn abzuschließen. Die Ausführungen des Fürsten Bismarck werden in dem erwähnten Petersburger Blatte als russenfeindlich dargestellt, und die „Nowosti“ bemerken, daß viele Stellen in den Reden des Fürsten Bismarck gestrichen wurden, weil sie „scharf bis zur Unschicklichkeit seien.“ Auch hat angeblich Graf Chaudordy selbst

aus seinem Manuscripte jene Stellen gestrichen, worin Fürst äußert, Rußland habe in Europa nichts zu schaffen, sein Platz sei in Asien; dagegen müßten die Deutschen die Sphäre ihres Einflusses und ihrer Thätigkeit auf den Orient ausdehnen, weil ihnen Deutschland zu eng sei. Das Wesentliche der nach Chaudordy's Worten nicht offiziellen Unterredung besteht in Folgendem:

Der Reichskanzler erklärte, bereits 1876 habe sich die Politik Rußlands Deutschland gegenüber geändert. Bisher ungewohnter Neid und Mißtrauen traten an die Stelle der alten Freundschaft; daran sei Fürst Gortschakow schuld gewesen, der im Jahre 1875 unter Mithilfe des Herzogs von Decazes auf Kosten Bismarck's die Rolle eines „Retters Frankreichs" spielen wollte. Als Gortschakow dann nach Berlin kam, um sich mit dem Fürsten Bismarck auseinanderzusetzen und für die Erhaltung der alten Freundschaft zu sorgen, sagte ihm Fürst Bismarck, dieser Zwischenfall werde sie in politischer Beziehung nicht entzweien, aber er werde diese Beleidigung nicht vergessen, sein bisheriges Gefühl vertrauensvoller Freundschaft habe sich in eine mit Mißtrauen gemischte Freundschaft verwandelt. Das zweite Mißverständniß zwischen Rußland und Deutschland trat im Herbste 1876 ein, als Rußland von den energischen Plänen des Grafen Ignatiew fortgerissen, sich bereits als Beherrscher von Konstantinopel wähnte. England und Frankreich unterstützten Rußlands Pläne, nur Österreich war auf diesem Wege ein Hinderniß, das unüberwindlich werden könnte, wenn Österreich deutscherseits Unterstützung finde. Man forderte von Bismarck, er möge Österreich opfern und dessen Theilung vornehmen; er erklärte jedoch die Erhaltung Österreichs für die unerläßliche Bedingung der eigenen Sicherheit Deutschlands; er könne sich deshalb nicht zur Mitwirkung an Plänen herbeilassen, welche auf Österreichs Zerstörung abzielten. Auch Neutralität ver-

weigerte Fürst Bismarck und erklärte damals im Reichstage (?), daß Deutschland nöthigenfalls zur Vertheidigung Wiens schreiten werde. Darauf erfolgte die erste Annäherung zwischen Deutschland und Österreich nach Sadowa.

„Bis dahin" — fuhr Fürst Bismarck fort — „blieben alle meine Versuche in dieser Richtung erfolglos, wenn auch nicht bei Andrassy, welcher allzusehr Magyar war, um Sadowa ernstlich nachzutragen, so doch bei Kaiser Franz Joseph. Ich halte es für nothwendig, zu erklären, daß ich Rußland und seiner bedrohlich agressiven Politik die Verwirklichung eines meiner ersehntesten Ziele verdanke, welche ich schon beim Abschlusse des Nikolsburger Friedens im Auge hatte, als ich in Folge meines Widerstandes gegen die Zergliederung Oesterreichs mich mit dem Kaiser und der Kriegspartei derart entzweite, daß ich meine Demission gab. Ich gelangte auch damals schon zu der Ueberzeugung, welche bei mir jetzt mehr denn je unerschütterlich geworden, daß die Schwächung des deutschen Elementes in Oesterreich das wankende Gleichgewicht der Habsburgischen Monarchie zerstören wird. Der unausweichlichen Nothwendigkeit gehorchend, habe ich den alten deutschen Bund zerrissen, wobei ich mir jedoch über die wichtigen Folgen dieses brudermörderischen Krieges und der endgültigen Entzweiung, welche an Stelle der früheren Familien-Zwistigkeiten im Frankfurter Parlament getreten, vollkommen klar war. Im 1886er Kriege handelte ich nicht nur gegen die deutsche, sondern auch gegen die preußische öffentliche Meinung. Ich lief nicht nur Gefahr, äußerst unpopulär zu werden, sondern nahm auch die schwerste Verantwortlichung auf mich, welche ich jemals zu tragen hatte. Der Erfolg war meine Rechtfertigung. Wurden wir besiegt, dann hätte ich im Tode Zuflucht gesucht, aber mein Andenken wäre auf immer mit Schmach bedeckt gewesen, und die kommenden Geschlechter hätten meiner nur mit Abscheu

gedacht. Das allgemeine deutsche Gefühl, gegen welches ich damals ankämpfen mußte, ist bis jetzt noch nicht verschwunden. Dasselbe schreibt mir ein Freundschaftsbündniß mit Oesterreich vor, ebenso wie es mir im Jahre 1866 vorschrieb, Oesterreich nicht zu zergliedern. Man kann eine feindliche Nation vernichten, wenn man dazu die Kraft besitzt und das Interesse es fordert, aber man kann ihr nicht ungestraft Gebietstheile entreißen. Die Geschichte, die große Lehrmeisterin der Staatsmänner bezeugt, daß man dies stets bereut hat. Indem Napoleon Preußen zergliederte und erniedrigte, hat er dort die Stein und Scharnhorst ins Leben gerufen. Durch die Hinwegnahme von Metz und des Stückchens Lothringen haben Kaiser Wilhelm und die Generale, die ihm diesen Entschluß inspirirt, den bedeutendsten politischen Fehler gemacht."

Auf Oesterreich zurückkommend, setzte Fürst Bismarck klar auseinander, daß die Zerstörung Oesterreichs, welche er vornehmen könnte, der „hellste Wahnsinn" gewesen wäre. Durch die Einverleibung der deutschen Provinzen Oesterreichs in das deutsche Reich würden sich dort die antipreußischen Elemente, welche in Bayern, Württemberg, Baden und Hessen so mächtig seien, außerordentlich vermehrt haben, die protestantische Bevölkerung würde die Oberhand im Reiche verloren haben und die Katholiken, die dem deutschen Regime feindlich gesinnt seien, zur Macht gelangt sein. Den Kulturkampf, versicherte Bismarck, habe er gegen seinen Willen führen müssen, um die deutsche Einheit zu verwirklichen. Welcher Charakter würde dieser Kampf gegen den Ultramontanismus angenommen haben, wenn Deutschland um zehn Millionen Katholiken mehr gezählt hätte, worunter Fanatiker wie die Tyroler und Steiermärker!

„Der Kampf würde mit einem Schlage sowohl mich wie die deutsche Nation gebrochen haben. Ich hätte mit eigenen Händen das von mir geschaffene Gebäude zerstört und die Lieb-

lings = Chimäre Napoleon's III erfüllt, welcher den Zerfall Deutschlands in zwei feindliche Hälfte wünschte: eine südlich-katholische und eine nordlich-protestantische. Dies eben hätte ich damals erreicht, wenn ich dem deutschen Reiche die deutschen Provinzen Oesterreichs einverleibt hätte. Eben deshalb wird, so lange ich lebe, nichts derartiges geschehen." Triest, Istrien, Krain und Dalmatien, ebenso wie die Organisation Ungarns hätten Deutschland unendliche Schwierigkeiten bereitet, durch die deutschfeindlichen Elemente wäre es im Innern geschwächt, zu nutzlosen Kämpfen mit Italien verurtheilt worden. Rußland würde Galizien, wie überhaupt alle österreichischen Slaven für sich zu behalten getrachtet haben; Deutschland könnte ihm aber Böhmen nicht abtreten, „dieses Hochplateau, von wo alle Flüsse kommen, welche Norddeutschland bewässern, dieses ausgedehnte befestigte Lager, welches Gott selbst inmitten der europäischen Mutter Erde errichtet hat." Böhmen in Rußland's Händen wäre für Deutschland die Knechtung, in Deutschland's Besitze jedoch würde es uns in einen erbarmungslosen, unversöhnlichen Krieg mit Rußland verwickelt haben. „Sie sehen also", — fügte Fürst Bismarck hinzu — „daß das Fortbestehen Oesterreichs im Interesse unserer Selbsterhaltung nothwendig ist."

Der Reichskanzler erklärte weiter, aus diesem Grunde sei seit 1866 sein innerstes Bestreben gewesen, Deutschland mit Oesterreich durch Freundschaftsbunde zu verknüpfen. Die öffentliche Meinung in Deutschland unterstützte ihn dabei, in Oesterreich jedoch habe man lange die geschlagenen Wunden nicht verschmerzen können, und wären nicht die durch Rußland's ehrgeizige Pläne hervorgerufenen Befürchtungen, so hätte er das vorgesteckte Ziel nicht zu erreichen vermocht. Graf Andrassy und die Magyaren wären längst auf Bismarck's Seite gewesen, aber Kaiser Franz Joseph, gestützt auf die sogenannte Erzherzogspartei und das Kriegselement, habe der vollen Aus-

söhnung mit Preußen in zäher Weise widerstrebt. An der Spitze dieser Partei stand Erzherzog Albrecht, welcher seine Abneigung gegen Preußen und seine auf den Petersburger Hof gesetzten Hoffnungen nicht verhehlt habe. Denn während der letzten drei Jahre habe die russische Politik Oesterreich gegenüber alle russischen Sympathieen dort ertödtet. Der Berliner Kongreß, die Ereignisse des Jahres 1879 (die russische Truppen-Dislokation an den Grenzen Preußens, der Federkrieg der russischen offiziösen Presse u. s. w.) zerstreuten alle Illusionen in Oesterreich. Am Wiener Hofe habe man aufgehört, nach Rußland zu blicken, und selbst Erzherzog Albrecht habe seine Gesinnung geändert.

„Er erklärte mir dies in Wien in kategorischer Weise" — sagte Fürst Bismarck — „wobei er gleichzeitig dem Mißtrauen Ausdruck verlieh, welches Rußland's Handlungsweise in ihm hervorgerufen habe, Unsere Annäherung an Oesterreich-Ungarn geschah im Jahre 1876, nachdem ich das Ansinnen zurückgewiesen, Oesterreich an Gortschakow zu verrathen. Der Berliner Kongreß hat diese Bande befestigt, indem er mir Gelegenheit bot, Oesterreich Dienste zu erweisen, ohne dabei Rußland zu beleidigen, obwohl Gortschakow das Gegentheil behauptet. Endlich in diesem Jahre sind wir mit Oesterreich über eine gemeinsame Aktion mit Hinblick auf die stets wachsende Gefahr, welche sowohl Oesterreich wie auch Deutschland bedroht, schlüssig geworden."

Fürst Bismarck erzählte weiter, daß er nach Gastein fuhr und dorthin den Grafen Andrassy eingeladen habe. Sie arbeiteten zusammen die Grundlagen für seine Reise nach Wien aus. „Man könnte" — bemerkte der deutsche Reichskanzler — „die Sache ohne Lärm abmachen und die nothwendigsten Vorsichtsmaßregeln verabreden, ohne dies ganz Europa bekanntzugeben; aber wir vergessen, die Anfälle von unüberlegter

Sentimentalität in Rechnung zu ziehen, an welcher mein geehrter Monarch litt. Es kam ihm in den Sinn, eine Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser zu suchen. Er verbarg dies sorgfältig vor mir, und Alles war bereits fertig, als er sich entschlossen hat, mir von der bevorstehenden Entrevue durch einen Brief Mittheilung zu machen, welcher mich tief erschütterte und mit einem Schlage alle günstigen Resultate zerstörte, welche der Gasteiner Aufenthalt für meine Gesundheit gehabt hatte. Ich flehte den Kaiser an, diese Zusammenkunft zu verschieben, bis er meinen Vortrag gehört haben werde und bat ihn, jedenfalls das deutsche Nationalgefühl durch eine Reise nach Rußland nicht zu beleidigen. Man antwortete mir, daß alle diese Rathschläge zu spät kämen und ich war genöthigt, mich mit einer Thatsache zu versöhnen, gleichzeitig war ich aber bestrebt, ein Mittel zur Reparirung des Uebels zu suchen, welches unbedingt eintreten mußte."

Fürst Bismarck sprach dann von einer verrätherischen Feindseligkeit und einer geheimen Intrigue, die beständig gegen ihn geführt werde, die seine Gesundheit untergrabe und die auf die Beziehungen seines „höchst gewissenhaften, gottesfürchtigen, aber hartnäckigen und vorurtheilsvollen Monarchen" zu ihm einwirke. Die Entrevue in Alexandrowo habe also stattgefunden und in Deutschland einen schlechten Eindruck gemacht. Sie habe besonders die deutsche Armee verletzt, und Kaiser Wilhelm habe dort nicht gefunden, was er gesucht. Als Fürst Bismarck dies erfahren habe, reiste er sofort nach Wien, wo, wie ihm bekannt war, Graf Andrassy für ihn den Boden gut vorbereitet hatte. „Der wirkliche Zweck meiner Reise" — setzte Fürst Bismarck hinzu — „war, den Kaiser Franz Joseph für unsere Anschauungen zu gewinnen, was mir ohne Mühe gelang, Dank der Unterstützung Rußland's selbst. Dasselbe war bezüglich des Erzherzogs Albrecht der Fall. Ich bemerkte mit Vergnügen, daß

man am Hofe ebenso klar wie in der Armee die schreckliche Gefahr erkannte, welche uns seitens Rußland drohte, daß auch die Regierung diese Gefahr erkannte und daß Alle von dem Wunsche erfüllt waren, mit mir zu einem Einvernehmen bezüglich der Schutzmittel gegen diese Gefahr zu gelangen. In einem Gespräche mit dem Kaiser Franz Joseph und mit Andrassy beriethen wir über die drohenden Zufälle und die Vorsichtsmaßregeln, welche man gegen dieselben zu treffen hätte, und wir gelangten dann zu einem Einvernehmen über die Maßregeln, betreffend den gegenseitigen Schutz gegen einen Überfall durch Rußland. Unsere Einigung erstreckte sich aber nicht auf einen Schutz- und Trutzbündnißvertrag, wie verschiedene Zeitungen meldeten und nach ihnen Marquis Salisbury versicherte, welcher früher genaue Informationen abwarten und dann erst sprechen und die Bedeutung seiner Worte gut hätte abwägen sollen. In den genannten Unterredungen zogen wir sowohl die Hypothese eines direkten Angriffs seitens Rußlands, wie auch die Möglichkeit eines Konfliktes auf der Balkan-Halbinsel in Betracht. Wir beriethen über die verschiedenen noch nicht ausgeführten Bestimmungen des Berliner Vertrages und kamen zu einem Einvernehmen bezüglich aller dabei vorkommenden Streitpunkte. Wir trachteten redlich auf dem Gebiete der materiellen Interessen, der Handels-, der Finanz-, der internationalen, juridischen und der administrativen Interessen solche Punkte ausfindig zu machen, in welchen man zu besonderen Einverständnissen gelangen konnte — und die dazu beitragen mochten, eine noch größere Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland herbeizuführen. Das ist es, womit wir uns eigentlich in Wien beschäftigt haben . . ."

Auf die Frage des französischen Diplomaten, ob die Möglichkeit eines Angriffes Italiens auf Österreich besprochen wurde, antwortete Fürst Bismarck, „dies wäre unnöthig gewesen, die

österreich-ungarische Armee wäre rasch mit den Italienern allein fertig geworden. Italien könnte für Österreich nur dann gefährlich werden, wenn es zusammen mit Rußland operiren würde, aber in diesem Falle würde die deutsch-österreichische Abmachung bezüglich eines Überfalles seitens Rußlands in Kraft treten. Die Antwort, welche Fürst Bismarck auf die Frage des französischen Diplomaten, „ob Deutschland verpflichtet wäre, Österreich beizustehen, wenn es nach Salonichi ziehen und dadurch Rußland zum Angriff provociren würde," ertheilt hat, lautet: „Diese Hypothese braucht man nicht in Betracht zu ziehen, da Österreich eine Ausdehnung seines Gebietes bis jenseits Novi-Bazar oder wenigstens bis jenseits Mitrowitza nicht wünscht. Es hat beschlossen, die Stipulationen des Berliner Traktates gewissenhaft zu achten und an ihnen solange festzuhalten, als Rußland es nicht versuchen würde, Konstantinopel zu erobern. Nur im letzteren Falle wird Österreich nach Salonichi marschiren."

Fürst Bismarck schloß seine bemerkenswerthen und umfassenden Ausführungen mit der Erklärung, daß der Haupthebel seiner Politik die Erhaltung des Friedens sowohl in der Gegenwart wie in der Zukunft, „so lange dies möglich sein werde." Die Erhaltung des Friedens liegt auch den in Wien getroffenen Abmachungen zu Grunde. Von den sechs europäischen Großmächten seien unter den gegenwärtigen Verhältnissen drei, und zwar Deutschland, Österreich-Ungarn und Frankreich, vollkommen friedliebend; England, kriegerisch zur See, sei friedliebend in Europa; Rußland sei voller aggressiver und Eroberungs-Bestrebungen. Italien, dem Charakter nach, sei unruhig und könnte sich leicht von einer Abenteurer-Politik hinreißen lassen. Das beste Mittel, die kriegerischen Staaten zu zähmen, wäre ein Einvernehmen zwischen den friedliebenden Mächten. Deshalb habe ihn, den Fürsten Bismarck, die Freundschaft Frankreichs

mit England sehr gefreut, er sympathisirte mit ihr und förderte sie. England und Frankreich mäßigen einander, und es wäre diese Entente im Verein mit dem deutsch=österreichischen Bündnisse eine Vereinigung der ruhigen und friedlichen Elemente Europas in zwei Gruppen, welche wieder unter einander durch ihre Friedensliebe verbunden wären. „Vertrauen Sie uns“ — sagte Fürst Bismarck zum Abschiede — wie wir Ihnen vertrauen, und dieses gegenseitige Vertrauen wird alle Wege sperren, auf welchen man bedrohlichen und ehrgeizigen Plänen nachjagen könnte. Man kann sich davon einen Begriff machen schon auf Grund der erzielten Resultate. Vor sechs Wochen war man in Rußland überaus kriegerisch gestimmt. Die Aufnahme, die meine Anträge bei Ihnen gefunden, hat jedoch diese Macht zur Besinnung und mein Einvernehmen mit Oesterreich endgiltig zur Vernunft gebracht. Wir beschlossen in Wien, dem Petersburger Kabinet von unserem Einvernehmen Mittheilung zu machen. Mein Kaiser meinte jedoch, daß eine solche Bekanntmachung als Herausforderung interpretirt werden könne, und weigerte sich während einiger Tage, hierzu seine Zustimmung zu geben. Ich mußte zu kräftigeren Mitteln greifen und meine Entlassung nehmen. Er weigerte sich meine Bitte anzunehmen, und antwortete mir auf dieselbe mit dem Vorschlage, auf den Thron zu verzichten. Ich ging meinerseits darauf nicht ein, doch einigten wir uns zuletzt, und eine Woche später wurde, wie ich es dem Kaiser vorhergesagt hatte, die Stimmung in Petersburg bedeutend nachgiebiger. Jetzt hat man dort vollständig den Zeitungskrieg eingestellt, und den Blättern verboten, irgend welche Ausfälle gegen uns und gegen Oesterreich=Ungarn zu unternehmen. Der Bär, welcher zum Kampfe auszog, hat seine Klauen verborgen, als er sah, daß alle Wachthunde sich zu Einer mächtigen Koppel vereinigt haben; er wird aber versäumen, die Sammthandschuhe abzustreifen, wenn die Koppel

auseinandergehen sollte. Halten wir also zusammen und sichern wir uns auf solche Weise die Ruhe."

Graf Chaudordy erklärt sich mit diesen Ausführungen des Fürsten Bismarck nicht einverstanden, aber er findet, daß dieses Dokument ein grelles Licht auf viele Fragen der auswärtigen Politik Europas werfe.

Über Kirchenpolitik. (1880.)

Im Jahre 1880 trat eine Schwenkung der preußischen Politik im Kulturkampfe ein. Die Regierung forderte vom Landtage diskretionäre Vollmachten, durch welche sie den Frieden von Rom wieder anbahnen wollte. Sie wünschte erstens die zerstörten Diözesanverwaltungen dadurch wiederherzustellen, daß sie ermächtigt wurde, abgesetzte Bischöfe wieder einzusetzen und Bisthumsverweser da, wo der Bischof gestorben war, unter Dispensation von dem gesetzlich erforderten Treueid anzuerkennen, zweitens wollte sie dem Mangel an Geistlichen dadurch abhelfen, daß sie das Recht beanspruchte, von den gesetzlichen Bedingen der Vorbildung Abstand zu nehmen; drittens endlich gedachte sie, gewisse Härten der bisherigen Gesetzgebung zu mildern, indem sie die Verfolgung einer Reihe von Gesetzesverletzungen, besonders der unbefugten seelsorgerischen Thätigkeit von dem Antrage des Oberpräsidenten abhängig machte, die Errichtung neuer Niederlassungen von Krankenpflegeorden in das Ermessen der Minister stellte, an Stelle der Entlassung aus dem kirchlichen Amte die Unfähigkeit zur Bekleidung derselben und den Verlust des Einkommens setzte u. dergl mehr.

Bei der ersten Lesung am 28. und 29. Mai 1880 verhielten sich Centrum und Fortschrittspartei durchaus ablehnend, die Konservativen zustimmend, Nationalliberale und Freikonservative waren gespalten. Der stärkste Widerspruch richtete sich gegen den Bischofsparagraphen, den Puttkamer gerade als den Kern des ganzen Gesetzes vertheidigte. In den Kommissionsberathungen wurde er wie mehrere andere von der Majorität verworfen, bei der Schlußabstimmung aber auch das ganze Gesetz abgelehnt. Die zweite Lesung knüpfte daher wieder an die Regierungsvorlage an und führte zur Annahme des Bischofsparagraphen, freilich mit der Bedingung, daß die wieder einzusetzenden Bischöfe die Anzeigepflicht anerkennen müßten, das Centrum stimmte dafür, um zu zeigen, daß eine große Mehrheit im Prinzip für die Rückberufung der Bischöfe sei; aber Windhorst erklärte zugleich, daß es in dritter Lesung gegen das ganze Gesetz stimmen werde, wenn die Anzeigepflicht nicht wieder daraus entfernt werde. Umgekehrt waren Bennigsen und ein Theil der Nationalliberalen entschlossen, wenn der Bischofsparagraph bestehen bleibe, gegen das ganze Gesetz zu stimmen. Dagegen erklärte er sich mit etwa der Hälfte seiner Partei bereit, die Dispensation der Geistlichen von der vorgeschriebenen Vorbildung der Regierung zu gewähren, und schloß in diesem Sinne ein Kompromiß mit den Konservativen. Bei der Abstimmung in dritter Lesung fiel jedoch der Vorbildungsparagraph mit 198 gegen 197, der Bischofsparagraph mit fast allen Stimmen, der Rest des Gesetzes wurde mit 206 gegen 202 Simmen angenommen. Die wichtigsten Ermächtigungen, die stehen geblieben, waren die Dispensation der Bisthumsverweser vom Eide, die Wiederaufnahme eingestellter Staatsleistungen für ganze Sprengel, die Gestattung von Niederlassung der Krankenpflegeorden. Außerdem wurden die Strafbestimmungen gegen die Amtshandlungen gesetzmäßig angestellter Geistlichen

in fremden Pfarreien aufgehoben. Die Dauer der außerordentlichen Vollmachten wurde auf die Zeit bis zum 1. Januar 1882 beschränkt. Herrenhaus und Regierung nahmen das so verkürzte Gesetz an, und am 14. Juli 1880 wurde es vom König unterzeichnet.

In der ersten Woche des Monats Juni 1880 hatte ein hochgestellter Diplomat eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck. Dieser sprach sich mit lebhafter Entrüstung über die schon öfter in Scene gesetzte „parlamentarische Intrigue" aus, durch welche unter der Hand die Meinung verbreitet werde, als sei er gegen das Zustandekommen des Gesetzes gleichgültig. Dies könne nach der Veröffentlichung seiner Instruktionen an den Prinzen Reuß niemand bona fide glauben. An persönlicher Vertretung der Vorlage im Landtage fühle er sich durch seine Gesundheit verhindert. Außerdem würde durch das Eingreifen des Reichskanzlers, nachdem er sich von allen anderen preußischen Geschäften zurückgezogen, der schädlichen Fiktion Vorschub geleistet, als ob der preußische Kirchenstreit keine territoriale, sondern eine Reichssache sei, aber auch seine Stellung als Kanzler und sein persönliches Ehrgefühl würden ihm nicht gestatten, sich im Landtage ebenso wie im Reichstage der Gefahr auszusetzen, daß er mit Aufwendung seiner letzten Kräfte in den Wind rede. Im letzten Reichstage seien von den mit Sorgfalt und Anstrengung vorbereiteten Vorlagen kaum der dritte Theil erledigt und namentlich alle im Sinne der Steuerreform eingebrachten unberathen geblieben, wenn nicht abgelehnt. Durch die Entscheidung in der Samoa-Frage fühle er seine dafür eingesetzte Autorität kompromittirt, noch mehr aber durch die Abstimmung in der hamburgischen Frage, in welcher er die ihm als Kanzler obliegenden nationalen Pflichten zu erfüllen strebe, daran aber durch faktisches Parteitreiben gehindert werde. Angesichts dieser Niederlagen, die er erlitten

zu haben glaube, würde er schon jetzt sein Amt niedergelegt haben, wenn der persönliche Wille des Kaisers ihn davon nicht abhielte. Jedenfalls aber liege in den Verhältnissen die Nöthigung für ihn, sich von den Geschäften so weit zurückzuhalten, wie ihm dies durch das Stellvertretungsgesetz gestattet sei. In dieser Lage durch eine hervorragende Betheiligung an preußischen Geschäften, von denen er sich seit zwei Jahren ferngehalten habe, erweiterte Arbeiten und Verantwortlichkeiten auf sich zu nehmen, sei ihm nicht möglich. Auch würde er, wenn die Vorlage nach energischer Betheiligung seinerseits abgelehnt werden sollte, sich dadurch einer solchen Niederlage aussetzen, daß für ihn, nach seinem persönlichen Gefühl, eine parlamentarische Zwangslage zum Rücktritt unabweislich einträte, auch selbst ohne Zustimmung des Kaisers. Eine derartige Lösung der so langjährigen und bedeutungsvollen Beziehungen zu seinem Könige und Herrn widerstrebe seinem Gefühl, und wenn der König lieber in eine Auflösung des Landtags, als in den Rücktritt eines Ministers willigen würde, so könne er bezüglich einer solchen doch die Entschließungen derjenigen nicht präjudiciren, welche die preußischen Geschäfte in Zukunft ohne seine Mitwirkung weiter zu führen haben würden. Den parlamentarischen Geschäften gegenüber müsse er sich deshalb in einem, wie im anderen Falle dieselbe Zurückhaltung auferlegen, wie während der letzten Reichstagssession. Er werde sich in Zukunft auf die Arbeiten beschränken, welche die auswärtigen Beziehungen des Reiches mit sich brächten, eine Aufgabe, welche in jedem anderem Lande die volle Thätigkeit eines Ministers beanspruche. Seine Stellung dem parlamentarischem Leben gegenüber könne von jedem anderen mit demselben Erfolge ausgefüllt werden, wie neuerdings von ihm selbst, denn weniger Einfluß auf die Ergebnisse der parlamentarischen Verhandlungen, als ihm selbst zu Gebote stände, würden andere auch nicht haben, und er sähe

keine Nothwendigkeit, daß gerade er, der sich ein Recht auf Ruhe verdient zu haben glaube, seinen Jahren und seiner Gesundheit Zwang anthun solle, um in fruchtlosen parlamentarischen Kämpfen seine letzten Kräfte zu erschöpfen. Unser parlamentarisches Leben entbehre der Führung, oder vielmehr diese Führung liege in den Händen der Masse, anstatt durch einen Generalstab der Intelligenz jeder Fraktion geleitet zu werden. Man frage sich bei keiner Vorlage, was zweckmäßig und dem Lande und seiner Zukunft nützlich, sondern nur, was bei der Menge der Wähler vielleicht populär sei. Bei den Abschätzungen dieser Populärität möge viel Irrthümliches wirksam sein, worüber die nächsten Wahlen ja Aufklärung geben würden. Augenblicklich aber sei sein Eindruck, daß in manchen Regionen, welche nach selbstständigem Ermessen entscheiden sollen, ein byzantinischer Servilismus gegen den muthmaßlichen, richtig oder falsch berechneten Willen der Massen der Wähler, die Lage beherrsche. Gegen Befürchtungen und Fiktionen würde er vergebens ankämpfen, wenn er sich überhaupt diese Aufgabe stellen wollte. Die Diktate der Massen ohne Rücksicht auf politische Einsicht in Empfang zu nehmen, darin genüge jeder jüngere und kräftigere Minister, wie immer er sonst beschaffen sein möge.

Unser Gewährsmann und diplomatischer Interviewer hatte vorherrschend den Eindruck einer tiefen politischen Entmuthigung des Kanzlers in Betreff der Möglichkeit, nach den vorliegenden Erfahrungen mit dem jetzigen parlamentarischen Deutschland „Politik“ zu treiben, weil diejenigen, welche politisches Verständniß haben, dasselbe bereitwillig Mehrheiten unterordnen, denen es fehle. In Berlin, hatte der Kanzler gesagt, halte ihn nur noch das Bedürfniß, keine Unklarheiten darüber aufkommen zu lassen, wohin die Verantwortlichkeit für unsere weitere innere Entwickelung in dem Augenblick falle, in welchem er die Führung derselben anderen Händen überlassen müsse.

Die damals oppositionelle „Nat.-Zeit.“ bemerkte dazu: „Vor einem Jahre sprach Fürst Bismarck mit Eifer über die Köpfe der parlamentarischen Fraktionen hinaus zu den Massen; heute klagt er die Abhängigkeit der Fraktionen von den Massen an. Es ist unmöglich, nachdem man gestern die Stimmung der Massen gegen den „Generalstab“ ausgespielt, heute bei dem „Generalstab“ eine Stütze gegen die Stimmung der Masse zu suchen. Auch wir halten es für wünschenswerth, daß das Urtheil der parlamentarischen Politiker sich über demjenigen der Menge erhalte, wer aber diesen Wunsch theilt, muß sich bemühen, die Parteien zu konsolidiren, nicht, sie zu zerstören.“

Dem „Daily Telegraph“ gingen damals folgende Mitteilungen von einem Correspondenten zu, von welchem man Veranlassungen hatte, daß er mit hochoffiziösen Kreisen intime Fühlung hatte:

„Der Vorschlag der Regierung, von der Gesetzgebung das unbeschränkte Recht behufs Anwendung der Maigesetze zu erlangen, hat zu verschiedenen falschen Auslegungen und Erfindungen seit Veröffentlichung der diesbezüglichen Gesetzvorlage und der hierauf bekannt gegebenen diplomatischen Schriftstücke Veranlassung gegeben. Einige dieser irrthümlichen Auffassungen sind sogar erschienen, nachdem die Gesetzvorlage einem Sonderausschuß des Abgeordnetenhauses überwiesen worden. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich Nachstehendes für den authentischen Stand der Dinge in dieser Angelegenheit ausgebe. Es ist entweder ein Irrthum, oder eine willkürliche Erfindung, wenn man behauptet, daß das Verlangen nach Frieden einiger hohen Persönlichkeiten der entscheidende Faktor zur Herbeiführung der jüngsten Schwenkung in dieser Frage gewesen. Ich will damit keineswegs bestreiten, daß dieses Verlangen existirt, und Versuche gemacht worden sind, dasselbe einflußreich zu verwenden. Auf einen solchen Versuch wurde sogar vor etwa einem Monat

in der Einleitung der Depesche des Kanzlers an den Fürsten Reuß angespielt und eigenthümlicher Weise trotz seiner hohen Wichtigkeit von der ganzen deutschen Presse mit Ausnahme des „Grenzboten" unbeachtet gelassen. Der wahre Stand der Angelegenheit ist folgender: Der Kanzler, der aus Erfahrung wußte, daß Unterhandlungen mit dem Vatikan und eine gemüthliche Handhabung der Maigesetze nicht zu dem gewünschten Ziele führen, war entschlossen, jene Verhandlungen zeitweilig abzubrechen und die Maigesetze vermittelst einer nicht mit dem Papste, sondern mit dem preußischen Landtage zu vereinbarenden Übereinkunft zu modifiziren, vorausgesetzt natürlich, daß die Personen, gegen welche die Gesetze gerichtet waren, sich als nachgiebig erwiesen. Durch diesen Entschluß wurde eine äußere Frage in eine innere umgewandelt. Falls Leo XIII. wirklich bis zu einem Grade von versöhnlichen Gesinnungen beseelt, falls er sich die Leiden der preußischen Katholiken wirklich zu Herzen genommen, so war er genöthigt, denselben eine zeitige Biegsamkeit zu empfehlen, da dies allein die preußische Regierung bestimmen konnte, die ihr durch das vorgeschlagene Gesetz anvertrauten unumschränkten Vollmachten auszuüben. Daß Seine Heiligkeit, wie hier und dort behauptet worden, keinen Einfluß auf das Centrum und seine Anhänger ausübt, ist augenscheinlich nicht korrekt. Ob er aber die Geistlichkeit in der von der Regierung gewünschten Weise zu beeinflussen vermag oder nicht, der Staat wird für die Zukunft auch ohne ihn beharrlich sein Ziel verfolgen und seine Aktion auf das Gesetz und nicht auf Verträge und Konventionen basiren. Die Ansichten der in dieser Angelegenheit sich gegenüberstehenden Parteien, wie sie im Verlauf dee Debatte über die Gesetzvorlage zum Ausdruck kamen, haben mit der Sache garnichts zu schaffen. Gleich irrthümlich ist es, die Maßregel als den ernstlich befürchteten „Gang nach Canossa"' oder als einen Versuch der

Regierung zu betrachten, die Kirche als Gefangene in dem allmächtigen Staate zu behandeln. Daß Dr. Falk in der Vorlage ein ominöses Zögern in der Geltendmachung der Souveränetät des Gesetzes betrachtet, ist schwer verständlich. Die Maßregel ist das Resultat des eigenen und freien Urtheils der Regierung über die Erfolge der Unterhandlungen mit Masella und Jacobini. Sie entfernt nicht einen einzigen Eckstein der Maigesetzgebung. Sie ist ein Versuch, die hochpolitische Verantwortlichkeit der Regierung mit der moralischen Verantwortlichkeit in Übereinstimmung zu bringen, welche dem Staate die Verpflichtung der Beseitigung der durch die Durchführung der Maigesetze entstandenen Übel auferlegt. Die Regierung wünscht mit einem Worte in Besitz von Vollmachten zu gelangen, um dem heiligen Stuhl auf halbem Wege entgegenzukommen, und der Kirche gegenüber eine versöhnliche Haltung einnehmen zu können, sobald als die Gesinnungen des heiligen Stuhles durch Thaten ihren Ausdruck finden, sobald die kirchlichen Organe ihre Haltung ändern und Garantien für die Einhaltung eines geänderten Verhaltens geben werden. In keiner Abtheilung der Regierung — am allerwenigsten in der Wilhelmstraße — herrscht auch nur die geringste Absicht, die Würde des Staates zu opfern. Allein eine gerechte Behandlung der Staatsangelegenheiten erheischt gebieterisch, daß neben der einfachen Wahrung der konstitutionellen Rechte, dem Schaden, welcher dem Volke oder einem Theile des Volkes aus irgend einem Gesetze erwächst, Prüfung und wohlwollende Berücksichtigung zu Theil werde."

Die „Norddeutsche Allgem. Ztg." theilte eine Woche später mit, daß sich Fürst Bismark über die kirchenpolitische Vorlage gegen persönlich befreundete Abgeordnete folgerdermaßen ausgesprochen hatte:

„Da die Kommissionsverhandlungen kein positives Ergebniß geliefert haben, werden die Berathungen des Plenums unter

zu Grundelegung der Regierungsvorlage stattfinden, zu welcher die Stellung der Staatsregierung, meines Erachtens, heute dieselbe bleiben muß, wie zur Zeit der Einbringung. Die Regierung hält sich für verpflichtet, unabhängig von Verhandlungen mit Rom, den katholischen Unterthanen des Königs alles das zu gewähren, was ohne Schädigung der Gesammtinteressen des Staates gewährt werden kann. Dieser Gedanke ist durch die Vorlage zum Ausdruck gebracht worden. Es kann nicht erwartet werden, daß die Regierung ihre Ansicht über das Maaß der zulässigen Konzessionen in den acht oder zehn Tagen der Kommissionsberatungen geändert haben sollte, da diese Ansicht nicht auf augenblicklichen Erwägungen der parlamentarischen Konstellation, sondern auf der prinzipiellen Erwägung der Bedürfnisse und der unveräußerlichen Rechte des Staates beruht. Die Regierung kann sich in ihrer Schätzung der Bereitwilligkeit der einzelnen Fraktionen, den Wünschen der katholischen Bevölkerung auch parlamentarisch entgegen zu kommen, getäuscht haben, aber auch hiervon ist ein strikter Beweis durch die Kommissionsverhandlungen noch nicht geliefert; nur Plenarbeschlüsse können ihn herstellen. Durch das Votum der Mehrheit eines der beiden Häuser des Landtages kann die Regierung verfassungsmäßig gehindert werden, der katholischen Bevölkerung diejenigen Konzessionen auf kirchlichem Gebiete zu machen, welche sie für staatlich zulässig hält. Sie kann durch ein solches Votum genöthigt werden, auf die Ausführung der Absichten, welche den Entwurf eingegeben und ihm die königliche Genehmigung verschafft haben, ganz oder theilweise zu verzichten. Sie wird natürlich den verfassungsmäßig bekundeten Willen des Landtages achten. Aber die Regierung würde mit sich selbst in Widerspruch treten, wenn sie ihre in der Vorlage gemachten Anerbietungen oder einen Teil derselben freiwillig zurücknehmen und damit ihrerseits die Verantwortung für die Versagung der

Konzessionen übernehmen wollte, welche sie ohne Schädigung des Staates im Interesse des religiösen Friedens vor drei Wochen gewähren zu können glaubte. Dem kirchlichen Bedürfniß der katholischen Preußen weniger zu gewähren, als ihnen ohne Schädigung des Staates gewährt werden kann, würde den landesväterlichen Interessen Sr. Majestät des Königs nicht entsprechen. Die Regierung wird aber meines Erachtens an der Vorlage festhalten müssen, bis sie sich einer amtlichen Ablehnung derselben durch eines der Häuser des Landtages gegenüber befindet."

Eine Deputation des Altonaer Industrievereins. 1880.

Der Vorsitzende des Industrievereins, Nothnagel, und ein Mitglied desselben Vereins, Semper, baten 1880 am 10. Mai, Morgens 10 Uhr, den Geh. Ober-Regierungsrath Tiedemann, zu veranlassen, daß ihnen eine Audienz von Bismarck bewilligt wurde, um diesen ihre Petition in Betreff des Zollanschlusses Altonas und Hamburgs persönlich überreichen zu können. Der Chef der Reichskanzlei erklärte, daß Bismarck keine Deputation empfange, ein Versuch werde auch in der schwebenden Frage kaum einen Erfolg haben. Es würde den Petenten nichts Anderes übrig bleiben als die Petition mit ihm durchzugehen, und auf der Karte die alte und die neue Zolllinie zu besprechen. Nachdem dies geschehen, stellte Geh. Rath Tiedemann den Altonaer Herren anheim, sich zwischen 2 und 3 Uhr in ihrem Hotel aufzuhalten. Wenn der Reichskanzler, nachdem er demselben Vortrag gehalten hätte, dieselben noch zu empfangen wünsche, so würde ein Bote kommen und die Herren möchten dann schnell auf dem Platz sein, weil der Fürst sehr pünktlich sei. Nachdem dieselben durch die Güte des Geh. Raths zwei Karten für den Reichstag bekommen

hatten, verfügten sich dieselben in ihr Hotel, wo vor 2 Uhr bereits ein Schreiben des Inhalts angekommen war: „Der Reichskanzler werde die Altonaer Deputation um 3 Uhr empfangen". Die Herren verfügten sich nun in das Kanzlerpalais, wo sie von dem Chef der Reichskanzlei erwartet und demnächst zu Bismarck eingelassen wurden.

„Ich habe die kleine Karte durchgesehen, sagte Bismarck, und ich muß gestehen, es ist mir angenehm, daraus die mir bisher ganz unbekannte Thatsache entnommen zu haben, daß zwischen Hamburg und Altona schon eine Art natürliche Grenze besteht.

Jede Diskussion darüber, ob Altona wirklich in den Zollverein aufgenommen werden soll, ist überflüssig; die Sache ist unwiderruflich beschlossen. Den Zollanschluß von St. Pauli habe ich von Haus aus nicht verlangt; man hat mir aber gesagt, es sei nicht möglich,, zwischen Hamburg und Altona eine Zollgrenze zu finden; die von meinen Räthen vorgeschlagene Linie ist mir als die beste und die wenigst kostspielige bezeichnet worden. Alles Petitioniren um den Verbleib außerhalb des Zollvereins hilft Altona nichts. Dafür will ich die Stadt selbstständig machen, ich will sie im wahren Sinne des Wortes unterstützen und die gesammte preußische Regierung steht bei diesem Bestreben auf meiner Seite. Um selbstständig zu werden, soll Altona eine Eisenbahn erhalten, welche die Stadt direkt mit Berlin, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Böhmen verbindet. Seitdem die preußische Regierung die Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn angekauft hat, habe ich den Plan gefaßt, von Salzwedel über Hohnstorf, wo die Brücke über die Elbe geht, nach Wandsbeck und direkt nach Altona eine Verbindung herzustellen, damit alle von Süden kommenden Güter nicht in Hamburg abgeladen zu werden brauchen, sondern, gleichwie die vom Norden kommenden, direkt nach Altona gehen können. Es ist noch eine zweite Linie projektirt,

von Berlin über Schwerin nach Oldesloe und Kiel. Die Schweriner haben zwar gegen dieselbe petitionirt; sie wollen ihre See nicht verlieren; in diesem Falle geht man aber direkt nach Parchim. Ich erkläre, diese Bahn ist in zweiter Linie gedacht.

Die Elbe von Hamburg bis Cuxhaven muß gleichfalls auf alle Fälle dem Zollverein einverleibt werden. Als preußischer Minister kann ich es nicht verantworten, daß die Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein getrennt sind. Ich weiß wohl, daß Berge Völker und Nationen trennen, aber Flüsse sind dazu da, die Kommunikation zwischen denselben aufrecht zu erhalten. Davon will ich nicht abweichen und ich habe den betreffenden Vorschlag schon gemacht. Hamburg will ich gerne den Freihafen lassen, derselbe hat auch sein Gutes. Aber der Hamburger muß auch zu der Ueberzeugung kommen, daß nicht alles für ihn sei und daß auch noch andere Leute leben. Und wenn die Hamburger darauf hinweisen, welche Umstände es verursachen würde, wenn sie mit ihren Schiffen in Cuxhaven anlegen müßten, so bemerke ich, daß, obgleich der Londoner Handel den Hamburgern zehnmal an Größe übertrifft, kein Engländer sich weigert, vor London anzulegen.

In Bezug auf Hamburg denke ich mir die Sache so: Wenn ein Schiff in Cuxhafen anlangt, so kommt ein Zoll-Kontroleur an Bord und begleitet dasselbe und wenn ein Schiff den Hamburger Hafen verläßt, so ist das Gleiche der Fall. Das ist keine Belästigung, um derentwillen zwei Provinzen leiden sollen. Es soll nur verhindert werden, daß die Schiffe Schmuggel treiben. Altona wird auf diese Weise einen nie geahnten Aufschwung nehmen, denn es ist anzunehmen, daß sich der Kleinverkehr der Grenzdörfer und Grenzstädte in erster Linie dorthin zieht. Den Einwand, den diejenigen Altonaer Bürger, welche an der Elbe einen Speicher besitzen und denselben

an Hamburger Kaufleute vermiethet haben, schlimm daran seien, wenn Altona in den Zollverein komme, lasse ich nicht gelten. Da wird auf andere Weise gesorgt. Ich glaube, diese Speicher tragen das Doppelte ein, wenn die Altonaer Eisenbahn erst fertig ist. Sie werden ganz andere Sachen auf ihre Speicher bekommen und dieselben besser ausnützen können. Sie werden freilich auch eine andere Kaufmannschaft in Altona heranbilden müssen, die es versteht, die neue Konjunktur auszunutzen. Meine Ansicht ist also die, daß Altona eine glückliche Zukunft bevorsteht, wie sie sonst nicht zu erwarten wäre. Ich bin eigentlich Hamburger Bürger und ich hätte, wenn in Friedrichsruh etwas zu schaffen war, gerne meinen Mitbürgern, den Hamburgern, Arbeit verschaffen wollen; aber da sind die Leute immer mit den Zollplackereien in Bergedorf gekommen. Ich habe mich alsdann nach Lübeck um Handwerker und Arbeiter gewandt; die Lübeck-Büchener und Berlin-Hamburger Bahn vertragen sich aber mit den Zügen nicht, die Züge paßten nicht und so war es den Handwerkern nicht möglich, täglich hin- und herzukommen. So war ich denn genöthigt, mir die Arbeiter aus Berlin and Magdeburg kommen zu lassen.

Besonders dankbar bin ich für die Mittheilung in Betreff des Pallisaden-Grenzweges. In einigen Tagen, vielleicht schon übermorgen, werden ihn einige Herren vom Bundesrath und Zolltechniker besichtigen, um mir demnächst darüber Bericht zu erstatten.

Auf die Frage der Delegirten, was geschehen würde, wenn auch Hamburg nach ungefähr zwei Jahren, nachdem Altona in den Zollverein aufgenommen, mit einem ähnlichen Antrag komme, erwiderte Bismarck: „Mit Hamburg ist die Sache noch nicht so weit vorgeschritten; es mögen noch mindestens acht bis zehn Jahre vergehen, bis Hamburg in den Zollverein eintreten kann und in dieser Zeit müssen die Altonaer Kaufleute und

Industriellen es verstehen, ihr Geschäft zu einem blühenden zu gestalten. Die Hamburger müssen alsdann Docks bauen; man hat, wenn ich mich recht erinnere, bereits im Jahre 1869 bezügliche Verhandlungen angeknüpft, bei welchen die für einen solchen Fall nothwendigen Summen ausgerechnet wurden, dieselben betrugen ca. 30 Millionen Mark. Wenn Hamburg diese Summen ausgeben will, so mag es einen Freihafen behalten.

Ein Diplomat (1883).

Nachdem in letzter Zeit so manches über den kaiserlichen Dulder „enthüllt" worden ist, was unseres Erachtens wenigstens vorläufig besser verhüllt geblieben wäre, glauben wir sicherlich keine Indiskretion zu begehen, wenn wir den nachstehenden uns von sehr geschätzter Hand zugehenden Aufzeichnungen Raum in unserem Buche geben:

Es war im März des Jahres 1883, als beunruhigende Gerüchte über den Gesundheitszustand Kaiser Wilhelms I., wie auch früher schon, in Umlauf kamen, und in vielen Kreisen die Frage anregten: „Was wird geschehen, wenn unser Kronprinz zur Regierung gelangt?" Die Antwort lautete je nach dem Parteistandpunkte des Fragestellers und nach dessen mehr oder minder genauen Kenntniß der Verhältnisse sehr verschieden. Doch läßt sich nicht leugnen, daß im allgemeinen die Ansicht vorherrschte, der Regierungsantritt des Kronprinzen werde zugleich einen Systemwechsel herbeiführen. Besonders der gesammte Liberalismus mit seinen sämtlichen nach links neigenden Schattirungen machte sich große Hoffnungen, und nicht Wenige

gingen in ihrer Phantasie so weit, an die Möglichkeit eines Kultusministeriums Virchow oder an die Uebernahme des Finanzportefeuilles durch Herrn Richter zu glauben.

Freilich, wer sich nur einigermaßen auf die Regierungskunst der Hohenzollernfürsten verstand, rechnete anders. Ihm war klar, daß derart unvermittelte Uebergänge in Preußen ausgeschlossen seien, und daß die Staatsideen und die Tradition der Vorfahren schließlich mehr zu bedeuten hätten, als wechselnde Zeitströmungen und selbst nach so ausgeprägten Neigungen eines Thronfolgers. Man konnte vielleicht zugeben, daß bei der persönlichen Machtstellung, die der König von Preußen unbeschadet aller Verfassungsbestimmungen glücklicherweise noch besitzt, eine durch persönliche Auffassungen und Eigenschaften bedingte Nüancirung zum Unterschiede von der Regierungsweise des Vorgängers sich einstellen würde, aber an eine so radikale Umgestaltung des Systems glaubte ein besonnener Beurtheiler der Dinge nicht. Daneben fehlte es auch nicht an solchen, die in der angeblich liberalisierenden Richtung des damaligen Kronprinzen etwas Vorbedachtes insofern erblickten, als sie sagten: „Mit dem regierenden Kaiser sind die Konservativen zufrieden, auf den zunächst kommenden freuen sich die Liberalen, und auf den Prinzen Wilhelm spekulieren bereits gewisse Hofprediger, Antisemiten und ähnliche extreme Politiker; folglich schaart sich das ganze Volk um seine Dynastie. Doch alle diese kühleren Erwägungen wurden in den breiten Massen nicht aufgestellt; sie standen vor einer ungewissen Zukunft und erwarteten viel eher durchgreifende Veränderungen, als das ruhige Fortschreiten in den bewährten Bahnen des alten Kaisers.

Deshalb entschloß ich mich, den Fürsten Bismarck um eine Unterredung bitten zu lassen — und sie wurde mir gewährt. Der Fürst befand sich damals recht leidend. Seine Gesichtsschmerzen quälten ihn manchmal in schier unerträglicher Weise.

Es war das die Zeit, in der er auf den Rath der Aerzte den Vollbart trug, der ihm ein ganz fremdartiges Aussehen verlieh. Und wenn er erst, um die Schmerzen durch Reiben mit der Hand ein wenig zu lindern, den Bart hin und her schob und zauste, dann hätte man sich beinahe vor ihm fürchten können.

Als ich mich am Palais in der Wilhelmstraße einfand, um mich melden zu lassen, entgegnete mir der Portier, dessen Frage, was ich wünsche, ich kurz dahin beantwortet hatte: „Den Fürsten Bismarck zu sprechen," — „das möchte manch einer, aber es geht nicht! Es werden überhaupt keine Meldungen bis auf weiteres mehr zugelassen. Eben ist der Engländer weggegangen; er konnte auch nicht vorkommen." Darauf zeigte ich eine Karte vor, auf welcher die Worte standen: N. N. ist unter allen Umständen beim Fürsten zu melden. — Das half und nach wenigen Minuten brachte ein Diener den Bescheid zurück: „Durchlaucht lassen bitten!"

Bald darauf stand ich im Kabinet des Fürsten. Er sah angegriffen und verstimmt aus. Tyras knurrte mich sehr böse an und wurde darob von seinem Herrn energisch zur Ruhe verwiesen. „Wie kann man Sie nur jetzt zu mir schicken?" begann er. „Man weiß doch, daß ich heute einen schlechten Tag habe. Auch möchte ich gern mit Ihnen plaudern, aber unser Herrgott hat mir ein Schloß vor den Mund gehängt. Sogar gewisse Buchstaben verursachen mir einen besonderen Schmerz, wenn ich sie aussprechen will. Trotzdem habe ich Sie nicht abweisen wollen." Das Alles kam stockend und stoßweise hervor und dazwischen wurde der weiße Backenbart so kräftig gerieben, daß es fast aussah, als habe sich das Gesicht selber nach einer Seite verschoben. Ich gestehe es offen, daß ich mich ziemlich unbehaglich fühlte, zumal in einer solchen Situation mit der Frage auf dem Herzen: „Was geschieht, wenn der Kronprinz zur Regierung kommt?" Da legte sich Tyras ins

Mittel. Er erhob sich, stellte sich vor mich hin und legte seinen Kopf auf meine Kniee. Der Fürst bemerkte das. „Ein merkwürdig gescheidtes Thier," sagte er. Der weiß sofort, wer es gut mit mir meint, und wer nicht. Aber so zutraulich wird er selten. Ein Glück übrigens, daß Sie nicht mit einem Aktenheft gekommen sind; er hätte Sie sonst sofort angenommen!"

Ich begriff, daß ich nicht viel Zeit mit Präliminarien verlieren durfte. Deshalb warf ich nach einigen Worten des Bedauerns über des Fürsten Leiden und meine von mir sehr schmerzlich empfundene Störung, die Frage hin: Durchlaucht, was geschieht, wenn der Kronprinz zur Regierung kommt?" Da sah mich der Fürst einen Augenblick groß an, gleichsam, als sei er selber überrascht durch eine derartige Interpellation, erwiderte dann aber mit vollster Ruhe und Gelassenheit: „Das will ich Ihnen sagen! Wenn S. Kaiserliche Hoheit heute zur Regierung gelangen sollte, dann gebe ich sofort meine Entlassung als Ministerpräsident und Reichskanzler und erhalte morgen meine Bestallung als Reichskanzler und Ministerpräsident zurück."

„Das habe ich nicht anders erwartet. Deshalb habe ich es auch nicht für möglich gehalten, daß der kommende Wechsel auf dem Throne einen Wechsel im System bedeuten werde."

„Wie man's auffaßt! Die Stellung des Königs von Preußen ist Gott sei Dank eine so starke, daß die Individualität des Monarchen sich jedesmal nicht bloß geltend machen wird, sondern auch Geltung verschaffen muß. Jeder unserer regierenden Herren hat von jeher darauf gehalten, sofort bei der Thronbesteigung zu erkennen zu geben, daß er nunmehr die Zügel der Regierung ergriffen hat, daß eben ein anderes Regiment eingetreten ist. Das zeigt sich erst in dem Wechsel der dem Könige am nächsten stehenden Personen. Nicht bloß, daß der Hofstaat ein anderer wird, was ja bezüglich der Staatsgeschäfte im Ganzen wenig zu bedeuten hat, nein auch in den Ministerien

treten meist erhebliche Veränderungen ein. Deshalb ist es wohl denkbar, daß auch bei dem in Rede stehenden Ereignisse diejenigen Minister, die eine wesentlich prononcirte Stellung eingenommen haben, anderen Männern Platz machen müssen, die der Persönlichkeit des neuen Herrschers homogener erscheinen. Aber einen Wechsel des Systems bedeutet das keineswegs in dem Sinne, wie es gemeiniglich aufgefaßt wird, da Seine Kaiserliche Hoheit sich längst dahin ausgesprochen hat, mir nur solche Kollegen beizugeben, mit denen ich die Geschäfte weiter zuführen imstande sein würde."

„Damit fällt das ganze Gerede und die Hoffnung des Liberalismus in sich zusammen."

„Wenn ich jünger wäre, und noch die Arbeitskraft wie vor fünfzehn Jahren hätte, dann wäre es wohl möglich, daß mir das Ansinnen gestellt werden würde, mich mit einem Kranze liberaler Kollegen zu umgeben —"

„Doch nur, Durchlaucht, um den Beweis zu liefern, wie schnell Sie mit der Gesellschaft aufräumen würden!"

„Das auch! Aber zu solchen Experimenten fehlt mir gegenwärtig die Kraft und die Lust. Ein neues Ministerium würde demnach nur mit meiner Zustimmung gebildet werden. Was soll übrigens ein anderes Ministerium?! Nach den großartigen Erfolgen, die Gott unserm regierenden Herrn verliehen, hätte er das vollste Recht darauf gehabt, sein Alter in Ruhe und Frieden zu verbringen. Wer zwang ihn dazu, die ganze Last der Sozialreform, die Aenderungen des wirthschaftlichen Systems, Staatsbahnen, Neuorganisation der Verwaltung u. s. w. u. s. w. noch auf seine Schulter zu nehmen. Das hätten wir unseren Nachfolgern überlassen können, ohne den Vorwurf der Geschichte befürchten zu müssen, wir hätten nicht genug gethan. Wenn nun trotzdem angesichts eines Ereignisses, das seit Jahren jeden Tag eintreten konnte — denn auf eine so geradezu

wunderbar zu nennende Verlängerung des Lebens S. Majestät unseres jetzigen Herrn konnte doch Niemand die Rechnung machen — derart kolossale Unternehmungen angebahnt wurden, deren Fortsetzung nach einer ganz bestimmten Richtung hin unabweisbar geboten ist, so wäre es vermessene Thorheit gewesen auch nur einen Schritt auf jenes Terrain zu thun, ohne die positivste Sicherheit zu haben, daß der Nachfolger an der Krone entschlossen sei, den eingeschlagenen Weg ohne Wanken und Schwanken fortzusetzen. Es ist doch besser, den Zug garnicht aus dem Perron herauszulassen, als ihn mitten auf der Strecke wo es keine Weiche giebt, in ein anderes Geleise dirigiren zu wollen. Das kann nur Bruch und Stücke machen. Deshalb ist niemals etwas Neues von Bedeutung unternommen worden ohne die eingehendste Berathung mit dem Kronprinzen und ohne seine ausdrücklichste Zustimmung."

„Eigentlich sollte das als selbstverständlich gelten. Aber wie kommt es denn, daß mitunter begründet erscheinende Nachrichten über das Verhalten Sr. Kaiserlichen Hoheit auftauchen, die ihn mit der Regierung Sr. Majestät in Widerspruch schildern?"

„Warum denn nicht? Was ist der Kromprinz anders, als der erste Unterthan seines Vaters? Stellung, Rang, Stand verleihen ihm seine hohe Geburt. Dieselbe verwehrt ihm aber gleichzeitig die Bethätigung des eigenen Willens in politischer Hinsicht. Daher kommt es auch, daß — sagen wir einmal — die Stimmung im Hofhalte des Kronprinzen aus einer anderen Tonart geht, als am Hofe selber. Können Sie mir einen preußischen Kronprinzen nennen, von dem es nicht geheißen hat, er stände im Widerspruche mit der Politik des Hofes? Ein Anderes ist es, Kronprinz sein, und etwas ganz Anderes, König."

„Das schildert Shakesspeare so drastisch in seinem König Heinz!“

„Ja, und die Fallstaffs sollen sich wundern, daß ihnen die Augen übergehen. Ich kenne doch so ziemlich alle fürstlichen Personen Europas und darüber hinaus persönlich und einigermaßen genau. Aber ich kenne keinen unter Allen, der eine so hohe Auffassung von seinem fürstlichen Berufe hätte, wie unser Kronprinz Friedrich Wilhelm. Gegenwärtig trägt er das Haupt noch in den Wolken. Wenn ihn aber einmal die Last der Krone auf den realen Boden der Thatsachen niedergedrückt haben wird, wenn er als König einsieht, daß Thronrecht und Volksrecht so vertheilt sind, daß das letztere nur auf Kosten des ersteren vermehrt werden kann, dann werden alle die liberalen Theorien, mit denen er sich bis dahin ohne Gefahr und Verantwortung beschäftigen konnte, verschwinden, wie Nebel vor der Sonne. Dann wird er unbeugsam auf die Rechte der Krone bestehen, dann wird er sich nicht ein Jota abhandeln lassen, dann wird es Mühe kosten, ihn von den extremsten Schritten zur Behauptung seines Standpunktes zurückzuhalten. Denn der Kronprinz hat in seiner Natur alle Anlagen, von der Gewalt den umfassendsten Gebrauch zu machen.“

Der Fürst hatte sich von seinem Thema augenscheinlich erwärmen und anregen lassen. Er schien seine Schmerzen vergessen zu haben und sprach mit mächtiger Beredtsamkeit. Er war ganz bei der Sache, und darum hieß es, den Augenblick ausnützen.

„Aber die Frau Kronprinzessin!“ warf ich ein.

Des Fürsten Hand griff wieder nach dem Barte; er rieb ihn ein wenig und dann sagte er im liebenswürdigsten Tone:

„Mir ist nicht bekannt, daß Ihre Kaiserliche Hoheit irgend welche Neigung hegt, sich in fürstliche Obliegenheiten Ihres erlauchten Gemahls einzumischen. Wenn man die hohe

Frau in ihren Kunstneigungen nicht stört und England gut behandelt, hegt sie keine weiteren Wünsche. Den Gefallen kann man ihr doch wohl erzeigen. Übrigens ist sie viel zu klug und kennt Preußen zu genau, als daß sie daran dächte, Minister, kommandirende Generäle und Oberpräsidenten beinflussen zu wollen. Aber wie gesagt, von ihrer Seite ist etwas Ähnliches nicht zu erwarten, weil sie von vornherein darauf verzichtet, eine Rolle spielen zu wollen, die noch keiner preußischen Königin beschieden war."

Da ich befürchten mußte, die Güte Sr. Durchlaucht zu mißbrauchen, erwiderte ich weiter nichts, und machte entgegen aller Etiquette Miene, mich zu erheben. Der Fürst war liebenswürdig genug, meine Intention richtig zu deuten und entließ mich mit einem kräftigen Druck der Hand. Die Unterredung, die ich im Obigen skizzirt habe, hatte wohl zwanzig Minuten gedauert. Jedenfalls hatte ich in derselben mehr erfahren, als wenn ich zwanzig der neusten Broschüren über denselben Gegenstand gelesen hätte, und ich war dadurch in die Lage versetzt, den kommenden Dingen in Deutschland und Preußen mit größerer Ruhe entgegen zu sehen, als viele Politiker und Diplomaten es gethan haben. Manche Fehler und Ungeschicklichkeiten, die andere im Laufe der Jahre begangen haben, sind mir dadurch erspart geblieben.

Ein Abgeordneter (1883.)

Ueber seine körperlichen Leiden äußerte sich einmal Fürst Bismarck (Februar 1883) auf dem Krankenlager gegenüber einem Abgeordneten: „Ist es denn nicht ein Malheur, daß ich gerade jetzt krank werde? Bötticher muß abreisen, um sich zu erholen, Burchard befindet sich unterwegs und jetzt muß ich hier liegen. Wenn nur der Scholz munter bleibt; er hat zwar Kräfte genug zuzusetzen, aber seine Thätigkeit ist gerade so aufreibend wie meine. Man wird alt und krank, kann aber vorläufig nicht daran denken, einmal sein eigener Herr zu sein and fern von hier in Ruhe seinen Kohl zu bauen und seinen Acker zu bestellen, Welch' Verlangen ich habe, auf ein paar Tage aus dem verwirrenden Einerlei herauszukommen, kann ich gar nicht sagen; ich möchte wohl gern ein volles Jahr keinen Menschen weiter sehen als meine Frau, meine Kinder und meine Enkel. Für die sollte man doch eigentlich leben, aber komme ich dazu? Bisweilen fehlt's bloß noch, man ließe sich durch einen Rath kurz Vortrag halten über das Befinden der Allernächsten und verzichtet darauf, sie zu sehen. Der Kaiser hält sich wacker, so Schlimmes er auch durch den Tod des Prinzen Karl hat über sich ergehen lassen müssen. Uns Allen zusammen fehlen die

Nerven des hohen Herrn, oder vielmehr ich möchte sagen, der Kaiser hat, so lange er arbeiten muß — und er quält sich von früh bis spät — überhaupt keine Nerven. Ein wahres Glück, daß er sich hält, daß Moltke immer frisch ist und daß Kameke viel aushalten kann, mit uns Zivilisten ist nicht viel los, uns fehlt alle Augenblicke bald dies, bald jenes, so daß wir, wenn unsre Jahre gekommen, in Arbeitspausen keinen lieberen Gedanken haben als den, wie wir uns bei erster bester Gelegenheit aus dem Staube machen können. Die Sehnsucht nach Ruhe tritt bei mir wie eine förmliche Krankheit auf, und ich kann diese Krankheit bei meinen übrigen Leiden gar nicht los werden. Ja, wenn ich's bis zu einem vortragenden Rath und nicht weiter gebracht hätte, ich wäre längst über alle Berge; so aber bin ich an die Wilhelmstraße gebannt, die mir mein Lebtag zuwider gewesen ist. In den Reichstag werde ich schwerlich hineinkommen; es geht auch ohne mich; die Reichsmaschine arbeitet vorzüglich und ich freue mich, daß wir konfliktfreie Luft athmen. Wenn das noch wäre, daß man sich ärgern müßte, das hielte ich jetzt gar nicht mehr aus, ich würde mich geradezu aufreiben. Mein Venenleiden ist älteren Datums und, wie die Aerzte sagen, gefahrlos; aber Schmerzen habe ich bisweilen, um an den Wänden hinaufzulaufen. Es tobt eine zeitlang, und dann scheint's, als würde es gar nicht wiederkommen, ich bin dann wie neugeboren und vergesse rasch alles Ungemach. Sagen Sie nur im Reichstage, man möchte alles vermeiden, was unnütz böses Blut zu schaffen geeignet ist. Der Kaiser, der von allem Notiz nimmt, muß geschont werden, und ist er auch gesünder als wir alle, so ist er doch erheblich älter als wir und in der That, er verdient's recht, nur noch Gutes und Angenehmes zu erleben. Sieht man auf ihn, so muß man schweigen. — Alles in allem, wir dürfen uns ihn in jedem Betracht zum Muster nehmen."

Karl Braun (1884.)

Karl Braun veröffentlichte 1884 in der „Deutschen Revue“: „Unterhaltungen mit dem Fürsten Bismarck“, davon wir Folgendes entnehmen:

„Oesterreich“, so sagte der Fürst, „konnte den Verlust seiner italienischen Stellung, welche ihm keine Anlehnung gewährte, ohne großen Schmerz schon verwinden. Etwas anderes ist es mit Deutschland. Oesterreich-Ungarn ist ein eigenthümliches Mosaik verschiedener Rassen, Religionen und Völker, deutsche, magyarische, slavische und romanische Stämme wimmeln dort bunt durcheinander. Ist dieses Mosaikbild ganz allein sich selbst überlassen und beginnen dessen einzelne Stifte sich zu stoßen oder zu schieben, so befindet es sich in Gefahr auseinander zu fallen. Ist es aber an einer dauerhaften Wand angebracht oder auf einen unverrückbaren Boden befestigt, so kann selbst eine Veränderung der musivischen Zusammenstellung ohne Gefahr sich vollziehen. In dem ersteren Falle führt jede Differenz im Inneren auch zu einer Krisis nach außen. Im letzteren dagegen mögen die inneren Fragen in Ruhe und

Frieden ihre Verständigung suchen, ohne nach außen zu explodiren. Man denke, was ersteren Fall anlangt, an die gegenwärtige Coinzidenz der Ausgleichskrisis und der türkischen Wirren.

Um in solchen schwierigen Fragen nicht mißverstanden zu werden, muß man vor allem sagen, was man nicht will. Wir wollen nicht die Wiederherstellung des deutschen Bundestages, denn er war nur der organisirte Krieg zwischen Oesterreich und Preußen. Er verleitete Deutschland, sich in die inneren Angelegenheiten des Donau-Reiches einzumischen, und Oesterreich sich für jede jämmerliche Kabinetsintrigue im deutschen Bungestags-Wirrwarr zu engagiren. Wir schickten unseren sächsischen Beust und unseren württembergischen Rechberg nach Oesterreich und Oesterreich seinerseits schickte wieder seinen Grafen Leiningen und Prinzen Solms nach den „Mittelreichen" von Deutschland. Wir haben beiderseits soviel Schmerzens- und Lehrgeld bezahlt, um nicht zu sagen: „Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels." Es mochte für Beuste und Rechberge, für die Leiningen und Solmse recht schön sein, aber wir Anderen, wir „Achivi", sowohl an der Donau und der Theiß, als an dem Rhein, der Isar und der Spree haben darunter gelitten. Wir wollen ferner, auch nicht wieder, wie zur Zeit des seligen Herrn von Bruck dem Phantom der Zolleinigung nachjagen. Wir haben bei der Münzconvention schlechte Erfahrungen gemacht, wir haben infolge derselben die österreichischen Silbertaler auf dem Halse, ihre Einlösung, die im Interesse unserer Münzreform notwendig ist, wird uns nicht erspart bleiben und eine stattliche Summe Geldes kosten.

Auch eine Zolleinigung ist unmöglich zwischen zwei Staaten, in welchen Geldumlaufs-Produktions- und Konsumtions-Verhältnisse so verschieden sind, wie zwischen dem deutschen Reich und der österreich-ungarischen Monarchie. Etwas anderes ist es

dagegen mit Erleichterungen des Grenzverkehrs, welche für beide Theile ebenso erwünscht als praktikabel sind. Wir wollen endlich nicht eine nur vorübergehende Vereinigung ad hoc, etwa zum Zwecke einer Eroberung, wie zur Zeit der schleswig-holsteinischen Krisis. Eine solche Vereinigung ist ohne bleibendes Interesse und kann, wie wir gesehen haben, jeden Tag in ihr Gegentheil umschlagen. Was beiden Theilen nützlich sein würde, das wäre eine dauernde organische Verbindung, welche weder eine Injektion noch eine Kommixtion, weder eine Fusion noch eine Konfusion, weder eine wirtschaftliche noch eine finanzielle Gemeinschaft, noch eine wechselseitige Einmischung in innere Fragen und territoriale oder partikuläre Differenzen anstrebt, sondern alles das auf das bestimmteste und strikteste ausschlösse, welche aber den beiderseitigen gegenwärtigen Besitzstand garantierte und sich zur Aufrechterhaltung des mitteleuropäischen Friedens zu Schutz und Trutz, mittelst bleibender Institutionen verpflichtete. Damit wäre nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr mit inbegriffen eine Reihe von Vereinbarungen in gleichheitlichen Einrichtungen auf den Gebieten der Rechtspflege, der Gesetzgebung, der Verwaltung, sowie der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Dinge, eine Zusammenwirkung, welche ohne Zweifel sehr segensreich sein könnte zwischen zwei Gemeinwesen, welche so sehr berufen sind, einander zu ergänzen."

Eine andere Aeußerung des Fürsten Bismarck beschäftigte sich mit Rußland. Sie lautete: „Ich glaube nicht, daß das Testament Peters des Großen apokryph ist. Jedenfalls giebt es in Rußland noch Leute, welche demselben anhängen und welche Rußland immer mehr nach Westeuropa wollen vordringen lassen, wo es sich doch nichts holen kann, als den Nihilismus und ähnliche Krankheiten, welche auch mit einer „heiligen Allianz" nicht zu kuriren wären. Seine Aufgabe liegt in Asien. Dort repräsentirt es den Kulturfortschritt." Braun ist sehr

erfreut, ein Wort eines „liberalen Schriftstellers" zitiren zu können, welches dasselbe besagt, einen bereits 1822 geschriebenen Satz Ludwig Börnes, Warum nicht? Damals gab es noch Liberale, die ihrer Zeit voraus waren; was die heutigen sagen, hatte allenfalls für 1822 Werth. Auch war der Börne von 1822 noch nicht jener verbitterte Schimpfer, der aus Paris gegen alles Deutsche eiferte.

Aus der Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh.
(1884.)

Die „Deutsche Revue“ (Breslau, E. Trevendt) brachte in ihrem Dezemberhefte 1884 eine Fortsetzung der vielgenannten interessanten Aufsätze: „Die Gesellschaft von Varzin und Friedrichsruh“. Es wurde darin u. A. die beliebte Parallele zwischen Bismarck und Richelieu ausgeführt, die wir dem Kerne nach für grundfalsch halten, abgesehen davon, daß beide große Staatsmänner sind. Dankbarer muß man dagegen für einige wirkliche oder angebliche Aussprüche des Fürsten Bismarck sein, welche der Verfasser mittheilte. Wir glauben am besten zu thun, wenn wir die ganze Stelle zum Abdruck bringen:

„Die Besuche österreichischer und französischer Minister in Varzin resp. in Friedrichsruh, heißt es dort, sind eigentlich keine Neuigkeit mehr, wenngleich sie als ein politisches Symptom gerade heute einen besonderen Werth haben. Wan hat sich überall daran gewöhnt, den deutschen Reichskanzler als den Nestor der europäischen Diplomatie zu betrachten, und Botschafter iwe Minister finden sich deshalb auch nicht dadurch deplacirt,

daß sie — um mit Muhamed zu sprechen — da der Berg nicht zu ihnen kommt, und wegen seines Gesundheitszustandes auch nicht wohl kommen kann, selber zu ihm gehen.

Es würde lächerlich sein, wenn wir uns den Anstrich geben wollten zu wissen und weiter sagen zu können, was in jenen vertraulichen Entrevues besprochen und vereinbart worden ist, doch liegt so viel jedenfalls auf der Hand, daß man den Fürsten Bismarck nicht aufgesucht hat, um sich mit ihm zu veruneinigen, und daß, wenn man sich hat verständigen wollen, dies jedenfalls über die heute im Vordergrunde stehenden Fragen geschehen ist, sodaß die Drei-Kaiser-Entrevue eigentlich nur noch als der Punkt über dem i erscheint. Daß die Herren Grevy oder Ferry keine Einladung zu dieser Drei-Kaiser-Zusammenkunft erhalten haben, wird man nicht weiter befremdlich finden, da die Kaiserkrone von Frankreich noch nicht wieder aufgefunden ist; doch läßt die Thatsache, daß der französische Botschafter seinen Aufenthalt hier verlängert hat, wohl darauf schließen, daß selbiger erwartet hat, noch weitere Aufschlüsse über das Resultat der bisherigen Vereinbarungen zu erhalten.

„Wenn man in der Politik nur einen Freund hat, so ist man von diesem abhängig, pflegte der Fürst Bismarck früher zu sagen; hat man aber mehrere mit zum Theil widerstrebenden Interessen, so kann man wenigstens ein ehrlicher Makler und unter Umständen auch noch mehr sein“.

Ueberraschend war von allen den diplomatischen Versuchen eigentlich nur der Besuch des russischen Ministers von Giers, besonders wenn man sich dabei an die Ueberhebung des Fürsten Gortschakow und an die Rodomontaden des Generals Skobelew erinnert.

Herr von Giers ist ein Staatsmann, der einen sehr kühlen Kopf besitzt, nicht mehr der Schule des Kaisers Nikolaus angehört und niemals den Anspruch erhoben hat, größer als der Fürst

Bismarck sein zu wollen, weshalb es ihm auch nicht zu schwer geworden ist, dem älteren und kranken Reichskanzler des deutschen Reiches seinen Versuch zu machen. Daß dies mit Erfolg geschehen und daß die beiden Staatsmänner über die obschwebenden Fragen zu einer Verständigung gelangt sind, dafür liefert die jüngste Drei-Kaiser-Entrevue den besten Belag. Offenbar ist man in Rußland zu der Erkenntniß gelangt, daß man mit dem Panslavismus zwar eine Agitation, aber nur wenig gute Politik machen kann und daß ein Sieg des panslavistischen Gedankens dem russischen Reiche selbst gefährlicher werden dürfte, als den beiden anderen Teilnehmern an der Theilung Polens. Es läßt sich nun einmal nicht machen, weder die Polen als den gebildesten Faktor des Slaventhums, von der Führung des Panslavismus auszuschließen, noch die Sympathien derselben durch eine rücksichtslose Russifizirung Polens zu gewinnen. Herr von Giers hat deshalb seine Blicke immer mehr nach Asien gewandt, und die Berufung des Lord Dufferin als Vicekönig von Indien läßt kaum einen Zweifel darüber, daß es sich bei der russischen Politik augenblicklich weder um Panslavismus noch um Konstantinopel, sondern um Afghanistan und noch etwas handelt.

Fürst Bismarck hat auch hier wieder die richtigen Töne anzuschlagen gewußt und man erzählt — verbürgen können wir es nicht — daß selbiger kürzlich geäußert: „Unsere Verbindung mit Rußland ist so fest, daß sie durch Zerren daran nur noch enger wird". Jedenfalls werden die russischen Staatsmänner nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit nicht gerade die hervorragendsten Tugenden des englischen Premierministers sind und daß man besser berathen ist, wenn man sich heute mit der Macht verständige, in welcher der Schwerpunkt der europäischen Politik ruht.

Daß die Engländer das meiste Geld haben, ändert an

dieser Auffassung nichts, denn, wenn man auch den Krieg nicht ohne Geld führen kann, so kann man ihn gegen civilisirte Nationen doch auch nicht mit Geld allein führen, zumal nachdem in Europa, mit Ausnahme von England, die Söldnerheere verschwunden und das Volksheer an deren Stelle getreten ist. Selbst die gefeiertsten englischen Generäle werden, falls sie einer größeren disciplinirten Armee gegenüberteten, voraussichtlich ein ähnliches Fiasko machen, wie die algierischen Generäle Frankreichs. „Es ist keine bloße Phrase, soll der deutsche Reichskanzler gesagt haben, daß die englische Politik eine Krämerpolitik ist, und es wäre ihnen nur zu wünschen, daß sie mehr mit Verstand handelten. Die falschen Depeschen der „Times" schmecken doch schon zu sehr nach Börse, um die politischen Course Englands damit noch treiben zu können."

Was den Besuch des auswärtigen Ministers Oesterreichs, des Grafen Kalnocky, anlangt, so müssen wir zwar dahingestellt sein lassen, ob sein persönliches Verhältniß zu dem Fürsten Bismarck intimer ist, als das des Grafen Andrassy, doch glauben wir so viel mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß die politische Intimität heute größer ist, als ehedem, ja daß — wie dies kürzlich auch durch unsere offiziöse Presse bestätigt wurde — die deutsch-österreichische Allianz erst durch die Grafen Taaffe und Kalnocky die volle, auch formale Konsistenz und Festigkeit gewonnen hat. Wir glauben hierbei daran erinnern zu müssen, daß vor kurzem das Gerücht durch die Presse ging, als ob die Stellung des derzeitigen österreichischen Botschafters bei dem deutschen Reiche etwas erschüttert sei. Wir wissen für dieses Gerücht keinen anderen Grund, als das sehr intime Verhältnis des österreichischen Botschafters zu dem englischen, das aber mit Rücksicht auf das bekannte „Hand ab" Mr. Gladstone's hoffentlich doch mehr auf musikalische, als auf politische Motive zurückzuführen sein dürfte. Jedenfalls scheint

in den leitenden österreichischen Kreisen auch nicht eine Spur von Mißtrauen gegen die politische Aktion Deutschlands zurückgeblieben zu sein, und es ist unzweifelhaft der Situation entsprechend, wenn dem Fürsten Bismarck der Ausspruch in den Mund gelegt wird, daß der deutsche Staatsmann gehängt zu werden verdiene, der eine Annection Oesterreichs anstrebe. „Man nehme", soll er bei einer anderen Gelegenheit geäußert haben, „das Deutschthum aus Oesterreich hinweg und man würde den Panslavismus in Rußland den größten Gefallen erwiesen haben."

C. Robertson. (1886.)

Der Streit Deutschlands mit Spanien wegen der Karolineninseln war im Dezember 1885 geschlichtet worden. Die Nachricht, daß der Reichskanzler durch die angebliche Weigerung der auf Yap etablirten deutschen Kaufleute, die Verwaltung auf der Insel übernehmen zu wollen, dazu veranlaßt sei, Yap wieder aufzugeben, wurde von dem „Hamb. Korr." als unrichtig zurückgewiesen.

„Der Reichskanzler — sagte das genannte Blatt — hat Vertreter der beiden einzigen in den Karolinen etablirten deutschen Handlungshäuser zu sich berufen, hat ihnen mitgeteilt, welche Höhe die aus der Karolinenangelegenheit entstandene Differenz mit Spanien erreicht hatte, und hinzugefügt, daß er es nicht über sich gewinnen könne, eines so geringfügigen Gegenstandes wegen es auf einen Krieg ankommen zu lassen, dessen Ausdehnung gar nicht abzusehen sei. Dann hat der Reichskanzler sich noch mit den betreffenden Herren über die durch diese seine Erklärung entstandene Lage unterhalten, wobei er betonte, daß er darauf halten werde, die Freiheit des deutschen Handels

auf den Karolinen sicher zu stellen, und auf den Suluvertrag als Muster hinwies. Niemals ist den betheiligten Kaufleuten auch nur angedeutet worden, daß ihre Erklärung, die Einrichtung einer deutschen Verwaltung auf den Karolinen nicht übernehmen zu können, von irgend welchem Einfluß auf die Entschließungen des Fürsten gewesen." Hierzu bemerkte die Norddeutsche Allg. Zeitung: „Die von dem „Hamb. Korr." angefochtene Angabe bezieht sich nicht auf mehrere Hamburger Kaufleute, sondern lediglich auf Herrn Robertson, Mitinhaber der Firma Robertson & Hernsheim in Hamburg. Alle übrigen Interessenten, mit denen der Reichskanzler gesprochen hat, haben sich zur Frage der Einrichtung einer deutschen Verwaltung, auf den Karolinen gar nicht geäußert. Herr Robertson aber erklärte, daß die Kolonialentwickelung seiner Firma von keinem Nutzen sein könne, wenn sie nicht einen staatlichen Charakter annehmen, also mit der Einrichtung von Gerichten, Polizei, Militärgarnisonen u. s. w. vorgegangen werde. Der genannte Herr machte dieselben Schwierigkeiten geltend, die seiner Zeit von Herrn Bamberger gegen die Kolonialpolitik der Regierung in's Feld geführt worden sind. Daß gerade ein Mitglied derjenigen Firma, auf deren Antrag die Besitzergreifung auf den Karolinen stattgefunden hatte, eine Kolonialentwickelung beanspruchte, die von der Regierung nicht erzielt wird, mußte bei den Erwägungen der letzteren natürlich wesentlich in's Gewicht fallen und konnte Herr Robertson keinen Zweifel haben. Wie gesagt, hatte der Wunsch der Firma Hernsheim den Anstoß gegeben, um die Karolinen in Schutz zu nehmen; die Regierung hatte keinen Anlaß, diesen Wunsch abzulehnen, da es an jedem Grund für die Annahme fehlte, daß eine andere Regierung Ansprüche auf die bezeichneten Inseln erworben habe. Nachdem inzwischen die spanische Regierung in der faktischen Besitzergreifung einen Vorsprung von einigen Tagen gewonnen hatte, lag für die

deutsche Regierung um so weniger ein Motiv vor, wegen dieses geringen Objektes mit einer befreundeten Regierung Zerwürfnisse aufkommen zu lassen, als die einzige deutsche Firma, welche den Anstoß zur Besitznahme der Karolinen gegeben hatte, ihr Gedeihen dort nach der ausdrücklichen Erklärung eines ihrer Chefs von Bedingungen abhängig machte, welche nicht erfüllbar waren."

Herr C. Robertson ergriff darauf im „Hamb. Korr." das Wort zu einer Entgegnung.

Der Bericht desselben, welcher nach unmittelbaren Aufzeichnungen hergestellt sein wollte, ging davon aus, daß Fürst Bismarck ihm vorgestellt habe, was aus einem Zerwürfnisse mit Spanien in politischer Beziehung entstehen könne. Dann habe derselbe gesagt, daß die Spanier Deutschland einen Vertrag anböten, ähnlich wie denjenigen für den Sulu-Archipel, worin also Handelsfreiheit, Freiheit des Grunderwerbes, Schutz vor allen Abgaben und Zöllen und Konsulargerichtsbarkeit für die jedesmaligen Vertreter der betreffenden Nationen garantirt wäre.

Ich erwiderte, so fuhr der Berichterstatter fort, mit solchen Garantien ließe sich, wenn man den nationalen Standpunkt außer Acht lasse, wohl vom rein geschäftlichen Standpunkt zufrieden sein. Ich fürchte nur, daß, wie das Beispiel der Mariannen genügend beweise, eine solche Garantie von spanischer Seite wenig Werth hätte. Dies bestritt der Fürst, indem er sagte, für die Mariannen bestehe auch kein Vertrag, während er bis jetzt noch nicht gehört hätte, das über die Verhältnisse der Deutschen auf den Suluinseln Klagen eingelaufen seien, welche doch auch jetzt unter spanischer Herrschaft ständen. Dann sagte mir der Fürst, er würde womöglich einen solchen Vertrag gemeinsam mit England machen, das ihm in solcher Sache recht entgegenkomme, um damit dem Ganzen mehr Halt zu geben. Ich sagte dann, daß, wenn wir nun um so energischeren

und wirksameren Schutz auf den Marschallinseln, Neu-Britannien etc. erhielten, sich der Verlust der Karolinen-Inseln wohl verschmerzen, resp. bald wieder einholen lassen würde. Hier erwiderte der Fürst, von einem Schutze des Reichs könne nur immer insoweit die Rede sein, als eine genügende Polizeimacht in Frage käme; alles andere müßten die Kaufleute thun, zu mehr habe er zur Zeit weder die nöthigen Mittel, noch Schiffe zur Verfügung."

Herr Robertson setzte sodann seine Ansichten über Kolonialpolitik auseinander, welche allerdings den alten, zaghaften Standpunkt eines Deutschen, der sich seiner Stellung als civis romanus nicht bewußt ist, athmeten:

„Ich fuhr fort, daß man heut zu Tage ohne Geld, Schiffe und Militär keine Kolonien mehr gründen könne und daß sich nach meiner Meinung in Deutschland schwerlich Kapital finden lassen werde, um Kolonieen zu bearbeiten, welche im Falle eines Krieges die Beute des ersten besten Feindes sein würden. Sollten europäische Feinde durch einen siegreichen Feldzug auch zur Wiederherausgabe eroberter Kolonien gezwungen werden können, so sei den deutschen Kolonisten wenig damit gedient. denn die jungen Kolonien würden durch eine feindliche Okkupation auf Jahre hinaus in ihrer Entwickelung zurückgebracht sein.

„Ja," sagte der Fürst, „dann stellen Sie ja in der Südsee noch viel größere Ansprüche an die Reichsregierung, als die Herren in Afrika." Es hätten sich doch Leute gefunden, wie die Neu-Guinea-Compagnie, die alles das, was ich von der Regierung beanspruche, auf sich genommen hätten. Ich erwiderte, man habe meiner Firma einen solchen Schutzbrief, wie die Neu-Guinea-Compagnie erhalten, angeboten, wir hätten denselben jedoch abgelehnt, eben aus dem Grunde, weil wir glaubten, die damit auferlegten Pflichten nicht erfüllen zu können. Meiner Meinung nach würde die Neu-Guinea-Compagnie dazu ebenso-

wenig im Stande sein. Der schon erwähnte Vorfall mit Farrel sei ein Beweis dafür. Der Neu-Britannia-Archipel gehöre ebenfalls zu ihrem Verwaltungsbereich, aber das Schutzgebiet sei viel zu groß, und bis jetzt hätten die Herren noch nicht einmal einen einzigen Schutzmann auf dem ganzen ungeheuern Terrain. Wir verlangten selbstverständlich auch nicht alles auf einmal und würden schon sehr erfreut sein, wenn wir nur dieselbe Unterstützung erhielten, welche die Reichsregierung bereits in Kamerum und sonst in Westafrika gewährt habe. Der Fürst legte nun nochmals Verwahrung dagegen ein, daß er jemals öffentlich oder im Reichstage den deutschen Kolonien eine solche Unterstützung, wie ich sie für notwendig erklärt hätte, versprochen habe. Alle diese Chancen müßten die Kaufleute selbst laufen."

In einer an die Adresse der „Nordd. Allgemeinen Zeitung" gerichteten Polemik setzte Herr Robertson noch des längeren seine Ansicht auseinander, daß die koloniale Entwickelung in der Südsee noch Erfolg haben könne, wenn sie einen staatlichen Charakter annehme, suchte die Aussichten der Neu-Guinea-Kompagnie herabzusetzen und behauptete, daß die Bemerkung der „Nordd. Allgemeinen Zeitung", die Firma Robertson und Hernsheim sei die einzige deutsche Firma gewesen, welche den Anstoß zur Besitznahme der Karolinen-Inseln gegeben habe, unrichtig sei.

Aus der Gesellschaft v. Varzin u. Friedrichsruh (1887).

In der Zeit, zu welcher Fürst Bismarck in dem Friedrichsruh zu weilen pflegt, dringen hin und wieder Nachrichten von dort in das größere Publikum, welche beweisen, in welch schlichter und liebenswürdiger Weise der allem höfischen Treiben von Grund seiner Natur aus völlig abgeneigte Fürst auf seinem einsam gelegenen Tusculum zu verkehren liebt. Zur Mittags- und auch zur Abendtafel zieht er sehr häufig um einer anregenden Geselligkeit willen aus Hamburg, sowie aus der weiteren und näheren Umgegend Gäste heran, die oftmals in ganz andern als politischen oder volkswirthschaftlichen Interessenkreisen leben. So z. B. ist der allbekannte Musikgelehrte Dr. Chrysander in Bergedorf ein sehr häufiger Tischgast des Fürsten Bismarck; Dr. Chrysander ist neben seinen musikalischen Neigungen mit Leib und Seele der edlen Obstzucht ergeben, und hatte einst Gelegenheit, junge und sehr kostbare Obstbäume in den Bismarckschen Parkanlagen, die erfroren waren und trotz aller gärtnerischen Bemühungen nicht wieder emporzukommen schienen, wieder völlig triebfähig zu machen.

Seit dieser Zeit hat der Fürst an dem vielseitig gebildeten Mann einen angenehmen Gutsnachbar gefunden, als welchen er sich ja einstmals auch Lassalle so gern gefallen lassen mochte. Im genannten Jahre ist auch der nationalliberale Reichstagsabgeordnete und Bierbrauereibesitzer Hastedt aus Harburg des Fürsten Gast gewesen. Das Tischgespräch drehte sich hauptsächlich um die großartigen Zollanschlußbauten in Hamburg, nach deren Förderung sich der Reichskanzler aufs angelegentlichste erkundigte. Als Herr Hastedt bemerkte, daß es für die Zukunft der Stadt Harburg von außerordentlicher Wichtigkeit erscheinen müsse, wenn über die Südelbe eine Fahrbrücke errichtet würde, erkundigte sich der Fürst, nachdem ihm Herr Hastedt mitgetheilt hatte, daß auch die Lüneburger Regierung für das Unternehmen sehr eingenommen sei, nach den Kosten. Herr Hastedt nannte eine annähernd berechnete Summe, und der Fürst meinte, daß sich „da am Ende noch drüber weg kommen lasse.“ Dee Reichskanzler, der in Gesellschaft des gräflich Ranzauischen Paares, des Dr. Schweninger und einiger anderen Gäste speiste, war sehr aufgeräumt und in seltener Frische. Vor Neujahr, meinte er, würde er nicht nach Berlin zurückkehren, falls ihn nicht eine ganz unerwartete Veranlassung dazu zwingen würde. Für die Nacht wollte der Kanzler seinem Harburger Gaste Quartier unter seinem Dache anbieten, doch als dieser seine Rückkehr nach Harburg unmöglich aufschieben konnte, ließ der Fürst den heranbrausenden Berlin-Hamburger Courierzug halten und verschaffte seinem Gaste somit auf liebenswürdige Weise die beste Gelegenheit zur Rückkehr. An diese Mittheilungen mag ein kleines Scherzwort geknüpft werden, das mir jüngst — schrieb ein Correspondent der „Köln. Ztg.“ — ein anderer Friedrichsruher Gast des Reichskanzlers übermittelte. Man war gerade im Begriff bei der Mittagstafel die Suppe einzunehmen, als ein Telegramm aus Berlin überreicht wurde. Der Fürst erhob

sich, nachdem er den schon zur Hand genommenen Löffel wieder zur Seite gelegt hatte, und entschuldigte sich seinen Gästen gegenüber damit, daß das Telegramm eine sofortige Beantwortung verlange. Als darauf einer der Gäste sich erlaubte, den Fürsten in scherzhafter Weise zu bitten, doch die Suppe nicht kalt werden zu lassen, entgegnete der Fürst mit komisch-ängstlicher Miene: „Um Gotteswillen nicht — das Telegramm ist von Herbert, meinem Sohn, und wenn ich den warten lasse, schickt er mir sofort ein zweites dringendes Telegramm; in seinen Arbeiten liebt er keine Verzögerung und das ist gut so; wenn ich in meiner Jugend nur halb so fleißig gearbeitet hätte, wie mein filius, dann wäre aus mir vielleicht noch etwas ganz anderes geworden.“

Über religiöse Dinge.

„Neben dem religiösen Glauben geht auch bei großen Geistern mitunter ein Etwas her, das von der aufgeklärten Welt als Aberglaube bezeichnet wird, und das, so wenig es im Christentum wurzelt, doch meist in einem gewissen Zusammenhang mit der Religion überhaupt steht. Wir begegnen ihm nicht selten auch bei begabten Verstandesmenschen ohne Phantasie und religiösen Zug, bei Feldherren, wie Napoleon I., bei Politikern, wie Gambetta, selbst unter Diplomaten. Auch bei Bismarck finden sich anscheinend davon Spuren und nicht wenige.

In Ostpreußen giebt es irgendwo ein unbewohntes Schloß, das deshalb leer steht, weil seine Besitzer wissen wollen, es gehe darin das Gespenst einer Dame um, die sich dort eines Verbrechens schuldig gemacht habe. Der Spuk soll sich bei hellem Tage zeigen. Als das einst bei Bismarck erzählt wurde, und einer der Anwesenden über die Sache scherzte, sagte der Fürst ernst, man möge darüber nicht spotten und lachen; es könne sehr wohl etwas daran sein; denn er selbst habe einmal Ähn-

liches erlebt. Er sprach sich bei dieser Gelegenheit hierüber nicht näher aus, meinte aber wahrscheinlich ein Vorkommniß in Schönhausen, über das Hesekiel berichtet: „Einmal lag Herr von Bismarck — er war aber damals noch nicht Ministerpräsident — zu Bett in dem Schlafzimmer, in welchem er geboren war; er hatte Gesellschaft im Schlosse, darunter einen Herrn von Dewitz, und für den folgenden Morgen war eine Jagdpartie verabredet, zu welcher ein Diener die Herren frühzeitig wecken sollte. Plötzlich fuhr Bismark auf aus dem Schlaf, er hörte, wie sich im Nebenzimmer die Thür zur Bibliothek öffnete, er glaubte leise Schritte zu vernehmen. Zunächst dachte er, der Diener komme, um ihn zu wecken, gleich darauf aber hörte er in einem dritten Zimmer Herrn von Dewitz „Wer da?“ rufen. Er sprang aus dem Bette, die Uhr schlägt zwölf und es war niemand da.“

Nach der Schlacht bei Gravelotte sprach man in Pont à Mousson bei Tische davon, was nach einer vollständigen Besiegung der Franzosen geschehen werde, und der Kanzler schloß eine Auseinandersetzung seiner Ansicht mit den Worten: „Doch sprechen wir nicht vom Felle des Bären, ehe er geschossen ist. Ich gestehe, ich bin in dieser Beziehung abergläubisch.“ Vermuthlich schwebte ihm dabei etwas wie die altgriechische Hybris, die frevelhafte Zuversicht, und der Neid der Götter vor. In Rheims zählte vor Beginn eines Diners Graf Bismarck-Bohlen die Couverts. „Wir sind doch nicht etwa dreizehn beim Essen?“ fragte er sich selbst. „Nein. Das ist gut; denn der Minister hat das nicht gern.“ Ein andermal waren wir wirklich dreizehn bei Tische, und als ich das gegen Bucher, meinen Nachbar, äußerte, bat er mich, es nicht laut zu sagen, da es den Chef verstimmen würde. — Am 14. Oktober 1870 kam der General Boyer als Unterhändler Bazaines nach Versailles zum Kanzler, aber Bismarck scheint an diesem Tage nichts Ernstes mit ihm

vorgenommen zu haben. Er fragte im Bureau: „Was haben wir heute für einen?“ — „Den vierzehnten, Excellenz.“ — „So, da war Hochkirch und Jena, da muß man keine Geschäfte abschließen.“ Möglicherweise fiel ihm, wie jemand von den Anwesenden meinte, dabei auch ein, daß dieser vierzehnte ein Freitag war; denn auch dieser Wochentag taugt nach der Meinung vieler Leute nicht zu Geschäften und ist überhaupt unglücksschwanger. 1852 schreibt er seiner Frau aus Halle: „Ich habe mich viel besonnen, ob gestern nicht doch am Ende Freitag war, als ich abreiste; ein dies nefastus war es jedenfalls,“ worauf er eine Reihe von Reiseverdrießlichkeiten, einen Gasthof mit Wanzen und „infamen Kaffee“, Meßjuden, höhere Geschäftsdamen aus der Reezenjasse und einen zudringlichen Geheimrath im Coupee als Beweise dafür folgen läßt. — Im November desselben Jahres berichtet er aus Blankenburg nach Hause: „In Letzlingen habe ich diesmal nicht so gute Jagd gemacht als vor drei Jahren; es war Freitag.“ Am 26. Oktober 1870 sagte er in Versailles über Tische: „Gestern bin ich von einer ganzen Reihe von Mißgeschicken heimgesucht worden. Zuerst will mich einer sprechen, der wichtige Geschäfte hat (der englische Botschafter). Ich lasse ihn bitten, ein paar Augenblicke zu warten, da ich noch mit einer dringenden Arbeit beschäftigt bin. Wie ich nach einer Viertelstunde nach ihm frage, ist er fort, und davon hängt möglicherweise der Friede Europas ab. So gehe ich schon um zwölf Uhr zum König, und das wird Ursache, daß ich dem N. N. in die Hände falle, der mich nöthigt, einen Brief anzuhören, und mich auf diese Art eine ganze Weile festhält . . . So verlor ich eine Stunde, und nun konnten Telegramme von großer Wichtigkeit erst abgehen, so daß sie denen, für die sie bestimmt sind, vielleicht heute nicht mehr zukommen, und inzwischen können Beschlüsse gefaßt worden sein und Verhältnisse sich gestaltet haben, welche sehr ernste Folgen

haben und die politische Situation ganz verändern. — Das „kommt aber alles vom Freitag her,“ setzte er hinzu; Freitagsverhandlungen, Freitagsmaßnahmen!“ — Im Januar 1871 äußerte er gegen den Regierungspräsidenten von Ernsthausen: „Heute haben wir den dreizehnten und auch Freitag, da geht es nicht: Sonntag der fünfzehnte, der achtzehnte ist also Mittwoch. Da haben wir das Ordensfest und da könnte man die Proklamation (wegen Kaiser und Reich, von der die Rede war) an das deutsche Volk erlassen.“

Am 23. November 1870 Abends beim Thee kam er in Versailles auf seinen Tod zu sprechen und gab genau das Alter, das ihm zu erreichen, und das Jahr an, in welchem ihm zu sterben bestimmt sei. „Ich weiß es,“ schloß er, als dagegen remonstrirt wurde, es ist eine mystische Zahl.“ Sieben Jahre später wiederholte er mir in Varzin diese Versicherung, setzte jedoch hinzu: „Aber das weiß nur Gott.“

Endlich mag noch erwähnt werden, daß der Kanzler fest überzeugt ist, der Mond habe Einfluß auf alles Wachsende, namentlich auf Haare und Pflanzen. „Sie sehen noch einmal so jung aus, Herr Geheimrath,“ äußerte er eines Tages bei Tafel scherzend gegen Abeken, als dieser sich die Haare hatte schneiden lassen. „Sie haben sich aber zur rechten Zeit schneiden lassen, der Mond ist im Wachsen. Und wie mit den Haaren ists auch mit den Bäumen. Wenn die Wurzelstöcke der Birken wieder ausschlagen und treiben sollen, fällt man den Stamm im ersten Viertel; sollen sie aber gerodet werden, im letzten. Es giebt Leute, Gelehrte, Schulmeister, die wollen das nicht glauben, aber unsere Förster wissen das besser, und die Forstverwaltung giebt ihnen Recht.“

Der klarste Denker auf politischem Gebiet, tief und weitblickend wie keiner der Zeitgenossen, stets das Rechte combinirend, vorurtheilslos, über das Herkömmliche erhaben —, ein Geister-

seher, ein Tagewähler, ein Rechner mit mystischen Zahlen? Wirklich? — Nein doch, alles, mit Ausschluß der Schönhausener Geschichte ist nur Schein und Scherz. „Die Scherze von meinem Aberglauben sind, so äußerte er sich im Herbst 1883 über die Sache, „eben Scherze oder Rücksicht auf die Gefühle Anderer. Ich esse zu dreizehn so oft Sie wollen, und nehme am Freitag die wichtigsten und bedenklichsten Geschäfte vor." Der Berliner Congreß z. B., den der Fürst als Vorsitzender leitete, wurde an einem dreizehnten eröffnet und an einem solchen geschlossen. Und die Geschichte in Schönhausen? Wäre das wirklich Aberglaube? Hm, es giebt zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen unsere Philosophie sich niemals träumen ließ." (Busch.)

Einen Standpunkt in religiöser Beziehung muß jeder Mensch haben, sei es, daß er sich der Religion zu- oder abkehrt. Auch Fürst Bismarck hat den seinen, den man kurzweg als den eines gläubigen evangelischen Christen bezeichnen kann. Freilich wird er sich dabei nicht die Zufriedenheit aller erwerben. Er sucht, wie Busch sagt, „das Wesen der Religion nicht in kirchlichen Observanzen und Ceremonien."

Busch versichert, daß Fürst Bismarck das Abendmahl jährlich regelmäßig zweimal nimmt, daß er sonst aber in keiner Kirche sich blicken läßt, keiner Predigt anwohnt, kein Lied singt u. s. w.

In Berlin hält er sich sonst zur Kirche der böhmisch-lutherischen „Brüder-Gemeinde", in welcher früher der verstorbene Pastor Knak, der bekannte Gegner kopernizimischen Systems, amtirte. Nach Busch liest der Kanzler noch heute vor dem Schlafengehen regelmäßig in den „Täglichen Losungen und Lehrtexten der Brüdergemeinde"; auch gebraucht er noch andere Andachtsbücher, wie „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen" u. s. w.

Besonders drastisch äußerte Fürst Bismarck seine religiöse Anschauung in einer Tischrede, die er während des französischen

Krieges am 28. September 1870 in Rothschild's Schlosse zu Ferrières hielt und die in Busch's Schrift „Graf Bismarck und seine Leute" mit Auslassung einer Anzahl Kraftstellen wörtlich mitgetheilt worden ist. Der Kanzler sagte da u. A.:

„Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise — das Seine thun und Jedem das Seine lassen, begreife ich nicht." — „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gebe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug." — — —

„Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! Orden und Titel reizen mich nicht." — — — „Ich habe die Standhaftigkeii, die ich zehn Jahre an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus einem entschlossenen Glauben.

Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben. — — — Schaffen Sie mir einen solchen Nachfolger mit solcher Basis, und ich gehe auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfniß, diesen Glauben zu bekennen." Ein Herr v. Katt meinte, aber die Alten, die Griechen hätten doch

auch die Selbstverleugnung und Hingebung gezeigt, sie hätten Vaterlandsliebe besessen und Großes gethan mit ihr. Er sei überzeugt, daß viele Leute jetzt Gleiches thäten aus Staatsgefühl, aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit. — Der Chef erwiderte, diese Selbstverleugnung und Hingebung an die Pflicht gegen den Staat und den König sei bei uns eben nur der Rest des Glaubens der Väter und Großväter in verwandelter Gestalt, „unklarer und doch wirksam, nicht mehr Glaube und doch Glaube," — — — „Wie gerne ginge ich. Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur," — — — „Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut." — — —

Bei einem andern Tischgespräche, das am 12. August 1870 zu St. Arold stattfand, äußerte er u. A.:

„Duldsamkeit in religiösen Dingen muß sein, nur darf sie nicht bloß von der einen Seite geübt werden. Jeder muß nach seiner Façon selig werden können. Das Kirchenvermögen aber muß natürlich denen verbleiben, welche bei der alten Kirche bleiben, die es erworben hat. Wer austritt, muß seiner Ueberzeugung, oder vielmehr seinem Unglauben ein Opfer bringen können." (Vergleiche dagegen Gesetz vom 4. Juli 1875 „betreffend die Rechte der altkatholischen Kirchengemeinschaften an dem kirchlichen Vermögen.")

„Den Katholiken nimmt man es wenig übel, wenn sie orthodox sind, den Juden gar nicht, den Lutheranern aber sehr, und die Kirche wird fortwährend als verfolgungssüchtig verschrieen, wenn sie die Nichtorthodoxen abweist; davon aber, daß die Orthodoxen von der Presse und im Leben verfolgt werden und verspottet, — das finden die Leute ganz in der Ordnung." Als später während des Krieges Jemand bei Tafel das Thema von der Toleranz wieder auf's Tapet brachte, erklärte sich der

Minister nicht weniger unumwunden für Duldsamkeit in Religionssachen. „Aber“, so fuhr er auch dies fort, „die Aufgeklärten sind auch nicht tolerant. Sie verfolgen die, welche gläubig sind, zwar nicht mit Scheiterhaufen — denn das geht nicht mehr — aber mit Spott und Hohn in der Presse, und im Volke, soweit es zu den Nichtgläubigen gehört, ist man darin nicht weiter als früher. Ich möchte nicht sagen, mit welchem Vergnügen man dabei sein würde, wenn der Pastor Knak gehenkt würde.“ Man erwähnte, daß der alte Protestantismus höchst intolerant gewesen sei, und Bucher machte darauf aufmerksam, daß nach Buckle die Hugenotten eifrige Reaktionäre gewesen seien, und daß dies von den ehemaligen Reformirten überhaupt gelte. „Nicht gerade Reaktionäre“, erwiderte der Kanzler, „aber kleine Tyrannen, jeder Pastor war ein kleiner Papst.“ Er führte Calvins Verfahren gegen Servet an und setzte hinzu: „Auch Luther war so.“ Ein anderer Tischgenosse erinnert daran, wie er Karlstadt und die Münsterschen Schwarmgeister behandelt, und an die Wittenberger Streittheologen nach ihm, desgleichen an die Hinrichtung des Kanzlers Krell in Dresden, der seinen Kryptokalvinismus mit dem Tode gebüßt habe. Bucher erzählte, daß die schottischen Presbyterianer zu Ende des vorigen Jahrhunderts jemand, der Thomas Paynes Buch von den Menschenrechten einem andern nur geliehen, zu einundzwanzigjähriger Deportation verurtheilt und sofort in Ketten gelegt hätten. Ein anderer Gast des Kanzlers wies wieder auf die Puritaner der Neuengland-Staaten hin, die mit ihrer starren Intoleranz gegen Andersdenkende und ihrem Liquor-Law den ärgsten Zwang und Druck ausgeübt hätten und zum Theil noch heute übten. „Und die Sonntagsheiligung in England und Amerika“, sagte Bismarck, „das ist doch eine ganz erschreckliche Tyrannei. Ich erinnere mich, als ich das erste mal nach England kam und in Hull landete, daß ich da auf

der Straße pfiff. Ein Engländer, den ich an Bord kennen gelernt hatte, bat mich, doch nicht mehr zu pfeifen. Ich fragte, warum denn nicht? Ist das hier verboten? Nein, versetzte er, aber's ist Sabbat. Das verdroß mich dermaßen, daß ich gleich ein Billet auf einen andern Dampfer nahm, der nach Edinburg fuhr, da es mir nicht gefiel, nicht pfeifen zu dürfen, wenn ich Lust hatte." . . . „Ich bin nicht gegen die Sonntagsheiligung", fuhr er fort, nachdem Bucher bemerkt, der Sonntag in England sei im allgemeinen nicht so schlimm, als man sich ihn in Deutschland gewöhnlich vorstelle; ihm habe er immer sehr wohlgethan mit seiner Stille nach dem Gewühl und Geräusch der Londoner Werkeltage, wo der Spektakel schon früh losginge. „Im Gegenteil, ich thue als Gutsherr dafür, was ich kann. Nur will ich nicht, daß man die Leute dazu zwinge. Jeder muß wissen, wie er sich am besten auf's künftige Leben vorbereitet . . . Sonntags sollte nirgends gearbeitet werden, nicht so sehr, weil es Unrecht ist, gegen Gottes Gebot, als der Menschen wegen, die Erholung haben müssen. Das gilt freilich nicht vom Staatsdienste, besonders vom diplomatischen, wo auch Sonntags Depeschen und Telegramme kommen, die erledigt sein wollen. Auch dagegen ist nichts zu sagen, daß unsre Bauern in der Ernte, wenn es lange geregnet hat, und es Sonnabends Nachmittag schön Wetter werden will, ihr Heu und Korn des Sonntags einbringen."

Aus der parlamentarischen Gesellschaft (1869—1889).

Die parlamentarischen Abendgesellschaften beim Fürsten Bismarck haben über die Kreise der Reichstags- und Landtags-Abgeordneten hinaus den häuslichen Heerd des Kanzlers zugänglich gemacht. Im April 1869 fand die erste Gesellschaft dieser Art statt, um sodann so oft, als das Befinden des Kanzlers und andere Umstände es erlaubten, in jeder Reichstagssession verschiedene Male wiederholt zu werden. Wir führen hier das Bild einer solchen Gesellschaft vor. Sie fand am 1. Februar 1881 statt. Der Reichstag war nicht versammelt. Einladungen waren ergangen an die Mitglieder des Bundesraths, des Landtags, des Volkswirthschaftsraths; wir fürchten nicht zu übertreiben, wenn wir die Anzahl der Anwesenden auf 500 schätzen, denn im Kongreßsaal schwirrte es eine Zeit lang wie in einem Bienenstock, ohne daß die Nebenräume verlassen dagestanden hätten.

Die Zahl der anwesenden Damen war größer als sie sonst zu sein pflegte. Die Minister und Staatssekretäre waren fast vollständig anwesend, auch verschiedene frühere Minister.

Graf Moltke bewegte sich ebenfalls einige Zeit unter den Gästen. Unter den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses war das Centrum auffällig schwach vertreten, die Fortschrittspartei nur durch einen Herrn; die übrigen Fraktionen alle nach Maßgabe ihrer Stärke. So vollzählig als möglich hatten sich die Mitglieder des Volkswirthschaftsraths eingefunden, es fehlte wohl nur, wer Berlin schon verlassen hatte. Vier oder fünf Männer sah man, die an Stelle dessen, was nach den Begriffen des neunzehnten Jahrhunderts den „Gesellschaftsanzug" nennt, sich im schwarzen Überrocke, in Kravatte und Handschuhen von gleicher Farbe präsentirten. Es waren die Arbeiter des Volkswirthschaftsraths, durchweg Männer von intelligentem Gesichtsausdruck, die sich bescheiden, aber ohne jede Spur von Befangenheit auf dem ihnen fremden Boden bewegten.

Gegen zehn Uhr wurde zum Büffet eingeladen, und daß dasselbe außer den üblichen Herrlichkeiten auch einige prachtvolle Sterlets aufwies, ist eine Thatsache, deren Verschweigung ein übles Licht auf die Gewissenhaftigkeit des Chronisten werfen würde.

Nun begab sich das Unerwartete, daß schon hier und schon zu dieser Zeit Fürst Bismarck Gelegenheit nahm, eine seiner Plaudereien zu beginnen, deren historischer Schauplatz sonst das rothe Zimmer zu sein pflegt, und die der Regel nach beginnen, wenn ein großer Theil der Gäste sich schon entfernt hat. An einem Tische an der einen Längenwand des Büffetsaales hatten vier Abgeordnete verschiedenster Richtung Platz genommen; zu ihnen gesellte sich der Fürst und erörtete zunächst die Fundamentalfrage, was man heute trinken wolle? In bemerkenswerther Einmüthigkeit entschied man sich dahin, heute ein Glas Wein zu trinken, und um jedem Geschmack gerecht zu werden, ließ der Fürst drei Sorten weißen Weines kommen, einen ganz jungen, dessen Geburtsstätte die Pfalz gewesen war, einen „im Mittelalter" und endlich einen Rüdesheimer Berg aus dem Jahre 1822,

mit welchem sich außer dem Fürsten Bismarck selbst noch einige hervorragend verständige Männer beschäftigten.

Nach Erledigung dieser materiellen Sorge näherte sich das Gespräch allmählich den politischen Thematen, und es muß gleich hier bemerkt werden, daß Fürst Bismarck, als er sich niedersetzte, gewiß nicht vorausgesehen hatte, wie spät er wieder aufstehen würde, ein so weit schauender Mann er auch sonst ist. Denn es ereignete sich etwas gänzlich Ungewöhnliches. Als die Unterhaltung etwa eine Stunde gewährt hatte, nahten die Damen, geleitet von den Freunden des Hauses, um nunmehr sich an der Büffettafel niederzulassen. So ist es bei diesen Festen Gebrauch. Die Frau Fürstin, von dem liebevollen Wunsche geleitet, auch ihren Gatten an den Freuden dieser Tafel Theil nehmen zu lassen, schickte einige gewandte Unterhändler ab, um den Fürsten aus dem Netze dieser Gespräche loszulösen, und als diese mit ihrer Mission vollständig gescheitert waren, nahte sich die Fürstin selbst zum Entsatze des belagerten Gatten, ohne sich eines größeren Erfolges rühmen zu dürfen. Kurzum das Resultat ist, daß am 1. Februar 1881 Fürst Bismarck nicht zu Nacht gegessen hat, weil er sich tief in volkswirthschaftliche Gespräche verwickelt hatte. Und wenn er wirklich, was bei dem Mangel quellenmäßigen Materials dahin gestellt werden muß, nach Entfernung der Gäste noch einige Kaviarschnitte verzehrt haben sollte, so wäre dies erst nach Mitternacht geschehen, könnte also schlechthin nicht mehr als eine Abendmahlzeit betrachtet werden.

Der Schauplatz war also ein Tisch mit fünf Stühlen darum, davor ein enger Gang, der durch eine lange Tafel begrenzt wurde. Hinter den vier Glücklichen, denen es beschieden war, sitzend die nachfolgenden Gespräche mit anzuhören, konnte sich noch eine kleine Zahl stehend placiren, und hinter diesen nahmen dann noch einige an der Zuhörerschaft Theil, welche ihre

Fußzehen, ihre Halswirbel zu ungewöhnlichen Anstrengungen heranziehen konnten.

Alle historischen Anfänge bergen sich im Dunkel, und so haben wir denn auch nicht ermitteln können, wie das Gespräch in die politische Bahn hinübergelenkt wurde. Zu den ersten Fragen, welche anklangen, gehörten die Kolonisationsprojekte des Herrn Fabri, der Reichskanzler lehnte dieselben entschieden ab und betonte, daß in betreff derselben keine Fühlung mit ihm gesucht worden sei.

Nachdem noch mehrere Mitglieder des Volkswirthschaftsraths in die Corona getreten waren, ging der Fürst auf eine Erörterung der Absichten über, die ihn bei der Bildung dieser Behörde geleitet. „Wir gehen jetzt mit der Sonde tiefer als früher, aber es genügt noch nicht; wir müssen ganz bis auf den Grund gehen.“ Er betonte, daß er von der neuen Einrichtung eine sachliche Prüfung erwarte, während in den parlamentarischen Körperschaften die politischen Leidenschaften den Blick trüben. Dabei erwähnte er als eines höchst auffälligen Umstandes der Thatsache, daß unter allen für den Volkswirthschaftsrath vorgenommenen Wahlen nur zwei auf Katholiken gefallen seien. Man mache der Regierung daraus einen Vorwurf; sie habe doch den Ausgang der Wahlen nicht verschuldet. Ihm sei die Thatsache eine ganz besonders auffällige gewesen, und er habe sich bemüht, die Zahl der Katholiken dadurch zu vermehren, daß er bei den durch persönliche Ernennung zu berufenden Mitgliedern darauf Rücksicht genommen.

Nach einiger Zeit befand sich das Gespräch auf einem anderen Gebiete. Die Gemeinden seien überbürdet; es sei ein sehr tadelnswerther Mißbrauch, den Gemeinden die Armenlast, die Schullast, die Polizeilast aufzubürden.

Die Gemeinden seien Organe des Staates, er könne ihre

Thätigkeit in Anspruch nehmen, aber müsse die Kosten tragen. Der Staat habe ein Interesse daran, daß die Leute etwas lernen, der Gemeinde sei es gleichgültig. Wie kommen sie dazu, zumal wenn es eine arme Gemeinde ist, dafür bezahlen zu müssen? Die Abwälzung der Armenlast auf die Gemeinden sei eine willkürliche Vorschrift. Die Stadt Berlin trage mit vollem Unrecht die Kosten der staatlichen Polizeiverwaltung für eine Million Menschen.

Er spreche über solche Fragen sehr gern seine Ansichten im engeren Kreise aus, aber er sei zu schüchtern, damit an die Oeffentlichkeit zu treten. Er habe ja im Parlament nicht immer nur mit sachlichen Erwägungen zu kämpfen, sondern auch mit Flegeleien; er sei zu alt und diene dem Könige zu lange, um sich mit Klopffechtern herumzuschlagen.

Zurück zum Hauptthema. Man stehe an dem Anfange einer Gesetzgebung, die vielleicht einen zehnjährigen Zeitraum ausfüllen könne. Er habe sich beschieden, sehr langsam und sicher vorzugehen, und habe sich in manche Einschränkungen gefügt, die seine ursprünglichen Anregungen erfahren hätten. Aber man stehe doch erst im Anfang. Mit der Erfüllung des Versprechens, durch positive Maßregeln die Sozialdemokratie zu bekämpfen, müsse Ernst gemacht werden. Das Versicherungswesen müsse weiter ausgedehnt werden als nur auf Unfälle. Er hege die Ueberzeugung, daß der Staat die Aufgabe habe, kräftig für diejenigen einzutreten, die ohne Mitwirkung des Staates enterbt sein würden. Warum solle der Gedanke einer Altersversicherung nicht durchführbar sein? Wenn jeder arbeitsuntüchtig Gewordene mit einem Rentenbrief über 100 oder 200 Mark sich zurückziehen könne, so würden Tochter und Schwiegertochter ihm keine Schwierigkeiten machen, ihn aufzunehmen, die Söhne freilich thun es nie. Er sei jetzt Handelsminister, allein er sei in das Handelsministerium getreten, wie Odysseus unter die Freier.

Seine Aufgabe sei hier lediglich, für das Reich zu erobern. Dazu sei er als Reichskanzler verpflichtet; ihm liege auch die Pflicht ob, den Eintritt der Hansestädte in den Zollverein zu betreiben. Wenn er diese Pflicht vernachlässige, würde er ein höchst tadelnswerther Reichskanzler sein (den Ausdruck, den er hier brauchte, war viel stärker, aber es ziemt uns nicht, ihn zu wiederholen), der Brief, den man durch eine Indiskretion veröffentlicht (der von Wolffson und Virchow mitgetheilte Brief), habe ihn garnicht in Verlegenheit gesetzt; denn aus demselben gehe nur hervor, daß er seine Schuldigkeit gethan. Der Fürst erzählte hier eine Anekdote von einem Staatsmann, der, als er hörte, es sei ein Brief von ihm um den Preis von dreißig Thalern verrathen, erwiderte, er würde für einen Thaler dreizig solche Briefe geschrieben haben.

Zum Schluß nahm ein Arbeiter das Wort und pries mit warmen Worten den heutigen Tag, wo der Arbeiter über die Interessen, die ihn bewegen, mit dem Fürsten Bismarck direkt verhandeln dürfe. Fürst Bismarck stieß auf das Gedeihen des Volkswirthschaftsraths an und mahnte Arbeitgeber und Arbeiter daran zu denken, daß sie Bürger eines und desselben Staates seien und den Fremden gegenüber gleiche Interessen hätten. Gegen Mitternacht verabschiedete der Wirth sich von den letzten Gästen, an der Thür stehend, mit kräftigem Händeschütteln.

Die parlamentarische Soiree beim Fürsten vom 13. Mai 1881 war von ca. 60 bis 70 Personen besucht. Von Ministern waren erschienen: Herr von Puttkamer und Dr. Lucius. Ferner waren anwesend der Flügeladjutant Graf Lehndorff, Graf Limburg-Stirum, von Kurowsky vom Auswärtigen Amt u. A., mehrere bayrische Militärs, welche zu den Exercitien der Gardetruppen hier anwesend waren. Von Abgeordneten bemerkten wir von der deutschen Reichspartei die Herren von Varnbüler, Stumm, von Schwartze, von Kardorff, Graf Frankenberg, Staelin,

Clauswitz, Dietze, von der deutsch-konservativen die beiden Grafen Stolberg, Herrn von Minnigerode, von Mirbach, von Lüderitz, Herrn von Puttkamer (Fraustadt), von Nationalliberalen die Herren Laporte, von Schauß, von Ohlen. Andere Fraktionen waren nicht vertreten. Die Gesellschaft hielt sich durchweg in dem großen Saal auf, dessen Mitte ein reich besetztes Büffet einnahm. Der Kanzler setzte sich zuerst an diesen Tisch mit den bayerischen Militärs und unterhielt sich sehr lebhaft mit ihnen, während soupirt wurde. An kleineren Tischen ringsum hatten sich andere Gruppen gebildet, namentlich auch von den dem hohen Hause befreundeten und verwandten Damen, wie Frau von Arnim-Kröchlendorf, die Schwester des Kanzlers, Frau von Waldenberg, Gräfin Bismarck geb. von Tiele-Winkler, Frau von Kurowsky u. A. Nach dem Souper begab sich der Kanzler an einen Tisch, der von Abgeordneten umringt war und führte mit denselben sehr lebhafte politische Gespräche über die verschiedensten Materien. Sehr originell erheiternd wirkten die Ausführungen des Fürsten über das Thema, wie in Preußen man stets über den Wechsel der Männer an der Spitze des Staates sich befriedigt zeige; wenn auch diese Männer sich die höchsten Verdienste erworben hätten. Der Kanzler illustrirte dies an der Hand der Geschichte mit vielen pikanten Anekdoten auch aus eigener persönlicher Erinnerung, indem er auch darauf anspielte, wie vielen Leuten er selbst zu dauerhaft sei. Ueber das Unfallversicherungsgesetz befragt, äußerte sich der Fürst in ebenso gemäßigter als entschiedener Weise. „Ich schreibe meinen Namen unter kein Gesetz, welches eine Belastung des armen Arbeiters enthält". So erklärte er ausdrücklich unter Bezugnahme auf die Heranziehung der Arbeiter zu eigenen Beiträgen bei der Versicherung gegen Unfall. In sehr eingehender Weise verbreitete sich der Kanzler über die Gedanken, welche er zum Theil in seiner Reichstagsrede gestreift oder erörtert hatte. Auf

eine befriedigende Einigung mit dem gegenwärtigen Reichstage über dieses neue und schwierige Thema rechne er kaum; er lege aber höchstens Werth auf sachliche Discussion des Themas und wünsche hauptsächlich zu wissen, ob er bei praktisch christlicher Lösung der socialen Frage den richtigen Weg eingeschlagen habe, in das richtige Geleise gekommen sei. Seiner Meinung nach liege der Sieg über die lügenhaften Versprechungen und schwindelhaften Ideen, mit welchen die Führer der Socialdemokratie die Arbeitermassen ködern, namentlich in dem thatkräftigen Beweise, daß der Staat oder wie er in Parenthese beifügte, bei uns wird man sagen: daß der König sich der wirthschaftlich Schwachen und Bedrängten annehme, indem er ihnen Theilnahme und Schutz beweise. Einem zum Krüppel gewordenen müsse eine an seiner Person haftende Rente gesichert werden, damit er in seinem Elend nicht verstoßen und verlassen werde, sondern für eine Haushaltung ein, wenn auch geringen Nutzen bringendes Glied sei. Die Idee, aus gleichartigen Berufsklassen Verbände zu bilden, und damit namentlich die landwirtschaftlichen Arbeiter künftighin der Wohlthaten der Versicherung theilhaft werden zu lassen, führte der Kanzler plastisch aus und erregte damit lebhaften Beifall seines Auditoriums. Bezüglich der Versicherungsanstalten, welche nicht das Reich, sondern die einzelnen Staaten gründen sollten, sprach sich der Kanzler zuversichtlich dahin aus, die kleineren Anstalten dieser Art würden sich nicht als lebensfähig erweisen und der Uebergang in eine große Anstalt sich naturnothwendig und von selbst vollziehen. Damit würde sein Wunsch, eine Reichsanstalt zu gewinnen, erreicht werden. Sehr klar betonte der Kanzler, daß er für die nächsten Wahlen gerade die Gedanken dieses Gesetzes von hervorragendem Gewicht erachte und seinerseits nicht ermangeln werde, dieselben in die Agitation hineinzubringen.

Ueber den Erfolg Gambettas im scrutin de liste befragt äußerte der Fürst, daß seiner Meinung nach für die klerikale Partei dieser Wahlmodus von erheblichem Vortheil sein werde, den der leitende Mann in Frankreich vielleicht unterschätzt habe. Keine Partei sei so im Stande, die Parole für die Listenwahl in den Departements auszugeben und rührig in jedem Hause zu betreiben, als diese Partei, deren geborene Vertreter, die Geistlichen, Einflüsse und Zutritt überall hätten. Es werde sich jetzt erst erweisen, ob in Frankreich wirklich eine starke klerikale Partei existire. Ebenso würden in manchen Departements die Bonapartisten zweifellose Erfolge erzielen.

Der Kanzler kam auf die Präsidenten unserer Parlamente zu sprechen, und zollte dem Dr. Simson die höchste Anerkennung. Bezüglich des Dekorums, mit welchem der Präsident in anderen Ländern umgeben sei, schilderte er sehr drastisch die entrée du président in der französischen Kammer. Militärischer Trommelschlag (jetzt Hornsignale) verkünden, daß der Präsident von seinem Palaste aus den Weg angetreten habe. Alle Deputirten nehmen ihre Plätze ein und erwarten seine Ankunft. Vier Huissers in Uniform mit Degen geleiten den Präsidenten bis zur Thür des Sitzungssaales und sein Eintritt wird durch den lauten Ruf „Monsieur le Président!" verkündet, worauf er unter Vortritt dieser Beamten den Präsidentenstuhl besteigt. Daß in unseren Parlamenten in gleicher Richtung wohl Manches gebessert und würdiger gestaltet werden könnte, wurde allseitig anerkannt. Unter diesen Gesprächen, welche der Kanzler mit unerschöpflichem Geist und Witz weiterführte, indem er sowie sein Auditorium nicht vergaßen, dem vortrefflichen Bier alle Ehren zu erweisen, war es $1^{1}/_{2}$ Uhr geworden, und die Gäste zogen sich, dem Gebot der späten Stunde folgend, nur ungern aus dem gastlichen Hause zurück.

Unter vielen scherzhaften Wendungen des sehr aufgeräumten

Hausherrn wurde besonders eine hervorgehoben, daß der liebe Gott es weise eingerichtet habe, den Deutschen die Vorliebe für Meinungsverschiedenheiten zu verleihen, denn sonst würden, bei Einigkeit in allen Dingen, solche Kerle, wie die deutsche Nation, die ganze Welt aus den Angeln heben. Der Humor und die Gesprächigkeit des Wirtes fand bei den Gästen das willkommene Echo.

Im Jahre 1884, am 20. Juni, gab es beim Kanzler einen parlamentarischen Frühschoppen. Ein Jahr später wurde diese Neuerung wiederholt. „Wie beim ersten Frühstück dieser Art, so lautete ein Zeitungsbericht, so war leider auch heute das Wetter nicht danach angethan, das eigenartige Fest in dem herrlichen Garten des Reichskanzleramts=Palais stattfinden zu lassen. Wiederum fand das Fest in dem berühmten Saale statt, welcher im Jahre 1878 als Sitzungslokal für die Theilnehmer des Berliner Kongresses gedient hatte und neulich noch den Festraum für die Gratulanten zum 70. Geburtstage bildete, der heilige Pankratius duldete kein Verweilen im Freien! Das gedachte Lokal war heute weit mehr gefüllt, als im vorigen Jahre, 500 Personen werden kaum eine zu hoch gegriffene Zahl sein. Wiederum glänzte ein reicher Damenflor. Außer den Frauen des Hauses, der Frau Fürstin von Bismarck und Gräfin Rantzau, nennen wir die jugendliche Braut des Grafen Wilhem, Fräulein Sibylla von Arnim und deren verheirathete Schwester, die Frau Staatsminister von Bötticher, Frau von Spitzemberg, Gräfin Schlippenbach, Frau Landrath von Kotze, Frau Geh. Ober=Regierungsrath Rottenburg, Frau von Wellenberg, Frau von Xylander, Frau von Mirbach, Frau Gräfin Berghem, Frau Dr. Fuchs, Frau von Thüngen. Die Herrenwelt war durch zahlreiche Mitglieder des Bundesraths und der Staatsbehörden, sowie des Reichstags vertreten — soweit nicht etwa deren „extremer“ politischer Standpunkt das Erscheinen

beim Herrn Reichskanzler als etwas Verbotenes ansehen ließ. Auch viele Mitglieder des bereits verabschiedeten Landtags bildeten ein zahlreiches Kontingent. Unter den Herren seien genannt: Fürst zu Wied, Herzog von Ratibor, Landgraf Alexis von Hessen. Die Musik wurde von der Kapelle des 2. Garde-Regiments zu Fuß gestellt, welches bekanntlich seit dem 7. Mai 1866 traurigen Angedenkens eine Art Privilegium dafür besitzt, auch bei festlichen Gelegenheiten im Hause Bismarck aufspielen zu dürfen.

Die für die immerhin beschränkten Räumlichkeiten fast zu große Zahl der Besucher verhinderte es wohl, daß sich, wenigstens zu Anfang, die gemüthlichen Gruppen bildeten, deren Mittelpunkt sonst immer der Herr dieses Hauses ist. Heute bewegte er sich in fröhlichster Laune von Tisch zu Tisch, von einem der zahlreichen sich bildenden Kreise zum anderen. Hier wechselte er mit dem ersten Vice-Präsidenten des Reichstages, Freiherrn von und zu Frankenstein, verbindliche Worte; einige Schritte weitergehend schüttelte er Herrn Windthorst die Hand. Als Herr Professor Gneist sich nicht recht mit der Behandlung einer Hummerscheere abzufinden schien, gewährte der Kanzler als liebenswürdiger Wirth freundliche Hilfe und Belehrung. Politische Gespräche wurden unserem Vernehmen nach weniger geführt, abgesehen davon, daß der Abg. Kropatscheck sich nach den Konsequenzen des spanischen Handelsvertrages und der Abg. Holtzmann nach dem Sperrgesetz bezüglich der Holzzölle erkundigte. Oder sollen wir folgenden kleinen Zug in das politische Gebiet verweisen? Der Herr Reichskanzler hatte seinen Platz in einer Gruppe von Nationalliberalen und Reichsparteilern genommen; da gesellte sich Herr Windthorst dazu und wurde sofort mit der Frage empfangen, ob er der nationalliberalen oder der Reichspartei beitreten wolle. „Vorläufig keiner von beiden,“ antwortete er. Und als Herr

Windthorst zu bemerken schien, sein Glas sei nicht ganz voll gegossen, erhielt er den Bescheid, daß er bis zu dem erhofften Partei-Uebertritt überhaupt mit dem Wein knapp gehalten werden solle. In diese scherzhafte Unterhaltung fiel die Musik mit einer rauschenden Passage ein, so daß einige Worte verloren gingen. Ein Mitglied der Reichspartei, der Abg. Gehlert, warf die Frage in dieses Intermezzo, ob es nicht gut sei, die Musik in den Reichstag zu dritten Lesungen zu schicken, nur dürfe Herr Windthorst dabei nicht Tambourmajor sein. „Ich würde mir noch lieber," erwiderte der Reichskanzler, „den Präsidenten für diesen Posten vorziehen." „Und ich den Reichskanzler," erwiderte schlagfertig Jemand aus der Corona.

Die Kollation bestand aus kalter Küche, als Getränk wurde echtes bairisches Bier, Maibowle und Mosel gereicht. Beim Gespräch über die Getränke äußerte der Kanzler eine Abneigung gegen das Pilsener Bier. Ein Reichstagsmitglied rühmte die österreichische Brauart und die Farbe des Biers, die es dem Wein so ähnlich machte. „Ja, aber es enthält zu viel Kleber," meinte der Kanzler, der sich vorzugsweise aus „Pschorr" hielt, welches überhaupt vielen Beifall fand.

Große politische Gespräche fanden wie gesagt nicht statt. Gegen 1 Uhr fingen viele der Herren an auf die Uhr zu blicken: um besagte Stunde sollte nämlich in der Leipzigerstraße Nr. 4, d. h. im Reichstage, die „Konvention zwischen dem Deutschen Reiche und dem Königreiche Madagaskar" zur Berathung gelangen. Zurück blieben nur die „Unparlamentarischen" und die jüngeren Damen und Herren darunter unternahmen sogar noch ein Tänzchen.

Der Wirth des Hauses verabschiedete seine Gäste mit der nämlichen Liebenswürdigkeit, wie er sie empfangen hatte — sie aber schieden mit der Befriedigung, welche die Gäste des Reichskanzlers aus dessen gemüthlichem Familienkreise stets mitnehmen.

Einem anderen Bericht über den „Frühschoppan“ entnehmen wir, daß vorzugsweise stark die beiden konservativen Fraktionen und die Nationalliberalen vertreten waren. Doch auch das Centrum fehlte nicht. Herr Dr. Windthorst, Herr von Frankenstein und eine Anzahl anderer klerikaler Mitglieder des Reichstages waren zu sehen. Zu den Geladenen gehörte auch der stud jur. Freiherr von Zedlitz, dessen zündender Salamander vom 1. April noch in der Erinnerung sein wird. Die Arrangements waren die üblichen. Buffet im Kongreßsaale, um dasselbe herum zahlreiche kleine Tische. Das Bier war vortrefflich. Doch auch der Weißwein schien zu munden. Der Fürst bewegte sich von Gruppe zu Gruppe und nahm verschiedentlich an den einzelnen Tischen Platz. Am längsten weilte er wohl neben Dr. Windthorst und Herrn von Unruh an einem Tische, an welchem Weißwein getrunken wurde. Er selbst aber blieb bei Bier und unterhielt sich in lebhafter Konversation mit seinen Nachbaren, zu denen sich allmählig eine Anzahl Mitglieder der Reichs-Partei, v. Kardorff, Dietze, Müller, Gehlert u. A., die Nationalliberalen, Dr. Marquardsen, Holzman, der Oberbürgermeister Becker-Düsseldorf u. A. gesellten. Die übliche dichte Corona war alsbald gebildet. Politisch Erhebliches ist von derselben aber nicht erlauscht worden. Das Gespräch berührte, abgesehen von einigen Bemerkungen über die Abänderung des spanischen Handelsvertrages, vielmehr durchweg unpolitische Sprechstoffe. Nach 1 Uhr trat die Cigarre in ihr Recht. Bald ließ sich auch Musik hören und mancher der Theilnehmer sich von dem prächtigen Grün des Gartens anziehen.

Am 6. Februar 1888 hielt Fürst Bismarck die berühmte Rede zu Gunsten der Annahme der Anleihe- und Wehrvorlage. Die Bewilligung derselben erfolgte am 13., einem Montage; zwei Tage darauf gab es eine glänzende parlamentarische

Soirée in den Festräumen des Reichskanzleramtes. Obgleich die Einladung nur im Namen des Fürsten Reichskanzlers ergangen war, nahmen doch auch die Damen des Hauses, die Frau Fürstin und ihre Tochter, Gräfin Rantzau am Empfang und an der Mittagstafel Theil, welche den berühmten Konferenzsaal mit einer Fülle von Gold- und Silberglanz im Kerzen- und Lampenlicht erstrahlen ließ. Wie gewöhnlich bei solchen Anläßen bestimmte das Privilegium des Alters die Nähe des Sitzes zu dem Herrn und der Dame des Hauses, und so hatte der Nestor unter den Gästen, Feldmarschall Graf Moltke, den Ehrenplatz neben der Fürstin. Nur für die Mitglieder des Reichspräsidiums war eine Ausnahme gemacht; Präsident von Wedell saß an der anderen Seite der Fürstin Bismarck, und der Reichskanzler hatte neben sich den Vicepräsidenten Dr. Buhl und den Abgeordneten Dr. Peter Reichensperger. Neben der Gräfin Rantzau, welche Dr. Buhls Nachbarin war, hatte v. Bennigsen Platz gefunden. Die bunte Reihe der Parteistellung, welche die Regel des Alters oder der Jugend, wie man will, herbeigeführt, belebte die Tischgespräche, an denen mit ganz besonderem Wohlgefallen der Reichskanzler sich zu betheiligen schien. Einem seiner Tischnachbarn trank er auf das Wohlergehen des einigen Reichstages zu und bemerkte unter anderem, daß, wenn derselbe auch nur die Wehrvorlage beschlossen hätte, er doch schon an Bedeutung dem Reichstag von 1870 an die Seite gestellt werden müßte. Nach aufgehobener Tafel gruppierte sich ein Teil der Herren im Nebenzimmer um die Damen des Hauses, während der Rest dem Reichskanzler in das Rauch- und Plauderstübchen folgte, welches diesmal in dem Salon mit den lebensgroßen Bildnissen der drei Kaiser abgehalten wurde, wo die Großmacht Frankreich nur durch das fürstliche Jubelgeburtstagsbild, die Kaiserproklamation in der Spiegelgalerie von Versailles, vertreten ist.

Unter den Bildnissen der Kaiser von Deutschland und von Oesterreich nahm der Reichskanzler behaglich Platz. Zu seiner Rechten schmiegte sich der Generalfeldmarschall in die Sophaecke; auf der anderen Seite hatte der Reichskanzler Herrn v. Bennigsen zur Nachbarschaft eingeladen. Präsident v. Wedell, Graf Behr, Freiherr von Huene, und eine doppelte Reihe von Mitgliedern anderer Fraktionen vollendete die Tafelrunde, in welcher der Fürst ersichtlich mit größtem Behagen und dem besten Wohlbefinden, nur selten unterbrochen durch Antworten oder Zwischenfragen, seine Gäste mit geistiger Nahrung bedachte. Das Gespräch knüpfte an die Verdrehungen an, welche gewisse Äußerungen in der großen Rede des Reichskanzlers in der russischen Presse gefunden. Das Verhältniß der russischen Regierung zur dortigen Presse wurde besprochen und hervorgehoben, wie wenig eigentlich von einer einheitlichen Gesammtregierung in Rußland gesprochen werden könne. Fast jeder Minister oder höhere Staatsbeamte beeinflusse ein Blatt und es falle selbst für den Kaiser schwer, den einheitlichen Gang der Staatsmaschine herzustellen und aufrecht zu erhalten. Im höchsten Grade deutschfeindlich sei die ganz kleine russische Presse, wie sie der Droschkenkutscher auf seinem Bock lese. Nachdem noch das Verhalten in Feindes- und sogar in Freundesland im Kriege gestreift worden, verließ das Gespräch das rein politische Gebiet, um internationalen, sozialpolitischen Skizzen, wie sie der Reichskanzler zu geben liebt, und Niemand sie besser geben kann, Raum zu machen. Wiederholt dankte der Fürst den Abgeordneten für die Haltung des Reichstags am Montag. Der Erfolg dieses einen Tages sei so viel werth, wie die Arbeiten einer ganzen Session, und wenn in der ganzen Tagung weiter nichts zu Stande käme, so sei mit dieser Annahme des Wehrgesetzes Hohes erreicht. Die auswärtige Politik wurde natürlich nur gestreift. Man ersah aber aus der ganzen Haltung und

Stimmung, so wie aus gelegentlichen Bemerkungen des Kanzlers, daß er die Lage als nach der Reichstagssitzung vom Montag für erfreulich erklärt und gebessert ansah. Auch des Besuchs des russischen Botschafters, Grafen Schuwalow (der vor Kurzem aus Rußland wieder hier eingetroffen), bei ihm erwähnte der Kanzler anscheinend mit großer Befriedigung, ohne jedoch nähere Mittheilungen zu machen. Die Herren erhielten aber den Eindruck, daß Graf Schuwalow Träger friedensgünstiger Nachrichten aus Petersburg gewesen sein dürfte. Im Uebrigen sprach sich der Fürst über den bekannten Antrag Lohren und Genossen (betr. die Aufhebung des Identitätsnachweises) nicht besonders entgegenkommend aus. Die innere Politik wurde sonst nicht berührt. Die Unterhaltung kehrte immer wieder zu dem Erfolge der Montagssitzung zurück, deren nationale und friedensgünstige Bedeutung der Fürst nicht dankbar und freudig genug anerkennen konnte.

Ueber die Unterhaltung nach dem parlamentarischen Diner beim Reichskanzler im Februar 1889 berichtete die „Köln. Ztg.“ noch: „Von Tagesfragen wurde über die Samoa-Angelegenheit gesprochen, bei welcher der Fürst wiederholt betonte, daß er es für gänzlich ausgeschlossen halte, daß wegen dieser kleinen Angelegenheit irgendwie das freundschaftliche Verhältniß gestört werden könnte, das seit hundert Jahren Deutschland mit dem stammverwandten Amerika verbindet. Bei der Entlegenheit der Inseln und ihren schlechten telegraphischen Verbindungen halte er es für sehr schwer, die Verantwortlichkeit für jeden einzelnen Schritt der Vertreter an Ort und Stelle zu übernehmen, aber der beste Wille sei auf beiden Seiten vorhanden und es sei kein Zweifel, daß die vorhandenen Handelsinteressen bestens gewahrt werden. Dabei kam die Unterhaltung auf das monarchische Prinzip und der Fürst bemerkte, daß die geschichtliche Erfahrung u. a. noch bei der Karolinenfrage beweise, daß

eine von volksthümlichen Strömungen abhängige Politik viel leichter engagirt werde, als eine von einem Monarchen geleitete. Die letztere könne sich ungefährdet zurückziehen und sogar, wenn sie es nothwendig halte, einige Schritte rückwärts gehen, während ein gleiches für die erstere Politik vollständig ausgeschlossen sei. Hieran knüpften sich längere Ausführungen über die Nützlichkeit einer monarchischen Regierung gegenüber der parlamentarischen; bei dieser verhelfe nur zu leicht die große Gabe einer glänzenden Beredsamkeit zum parlamentarischen Siege über Sachkenntniß und thatsächliche Verhältnisse. Es sei eine alte Erfahrung, daß, wer solche Beredtsamkeit besitze, selten einen klaren Blick und ein richtiges nüchternes Urtheil für die wirklichen Verhältnisse habe. Dem gegenüber sei eine nüchterne, kernige, hausbackene Natur, wie sie den verstorbenen Kaiser Wilhelm zum Segen seines Vaterlandes ausgezeichnet habe, um so nachdrucksvoller und glücklicher wirksam.

Fürst Bismarck erzählte im Mai 1889 viel von der Vergangenheit. Er erinnerte an das Jahr 1863 und an den Fürstentag in Frankfurt. Diese Zeit sei wohl die schlechteste gewesen, die er in seinem Leben durchgemacht habe. Der „alte Herr" wäre gern nach Frankfurt gegangen, namentlich, als man den König Johann von Sachsen mit einer wiederholten freundlichen Einladung an ihn absandte. Er (Bismarck) sei damals bis zum „körperlichen Brechen" erschöpft gewesen. „Wenn ich der Reactionär gewesen wäre, für den man mich hielt, hätte ich's ja leicht gehabt — ich hätte blos zuzustimmen brauchen und wir hätten, auf hunderttausend Bajonette gestützt, die schönste Reaction gehabt." Der Fürst kam dann auch auf König Ludwig II. von Bayern zu sprechen. Er sei ein hochgebildeter Herr gewesen, der ihm bis zu seinem Ende beigestanden habe. Noch acht Tage vor seinem Tode habe er einen Brief von ihm empfangen. Der König habe ihn um Rath

gefragt. Er habe ihm geantwortet, er möge sich mit seinen Ständen ins Einvernehmen setzen. Aber der König habe geantwortet: „Die bewilligen mir kein Geld zu meinen Bauten, und wenn ich nicht mehr bauen kann, kann ich auch nicht mehr leben. Gesprochen habe er den König zum letztenmal 1863, seitdem nicht wieder. Wenn er in Kissingen gewesen sei, habe er sich stets beim Könige gemeldet, aber mündlich habe er nicht mit ihm verkehrt, nur schriftlich. Im Jahre 1863 habe er neben ihm gesessen und sich ausgezeichnet mit ihm unterhalten; er habe nicht die gewöhnliche Prinzenunterhaltung gemacht: Wie geht es Ihnen? Wie gefällt es Ihnen hier? Waren Sie schon einmal hier? — sondern die verschiedensten Fragen mit Interesse und Geist berührt. Aber er habe schon damals die Augen immer nach oben gerichtet und beim Sprechen den Partner nicht angesehen. — Auch auf die letzte Reichstags-Verhandlung kam der Fürst zu sprechen; er sei wohl etwas heftig gewesen, den Eindruck habe er am anderen Tage selber gehabt, aber vor versammeltem Kriegsvolk „Pfui!" in's Gesicht geschleudert zu bekommen, sei doch etwas stark, das sei ja, wie wenn man angespuckt würde. Der Fürst war im besten Erzählen und trank ein Glas Bier nach dem anderen (den edlen Stoff liefert ihm Graf Holstein in Bayern, der „schnellste Reisende", der 1870 und 1871 den Verkehr zwischen Bismarck und König Ludwig II. vermittelte), als Dr. Schwenninger von hinten an ihn herantrat und zum Abbrechen und Niedersetzen mahnte. „Mein böser Geist", meinte der Kanzler, empfahl sich und ging an den Tisch, wo er längere Unterredung mit dem Minister von Wedell-Piesdorf pflog".

In den Tagen, wo im Algäu das Denkmal Völks enthüllt wurde, machten zwei kleine Geschichten, die dieser Reichstagsabgeordnete bei einem fröhlichen Frühschoppen zum besten gegeben hatte, viel von sich reden. Beide spielen in den reichs-

täglichen Abendunterhaltungen im Heim des Reichskanzlers. Die diesem Gegenübersitzenden unterhielten sich über den, nun längst gestorbenen, Reichshund „Tyras“, der neben seinem Gebieter ausgestreckt lag. Man sprach über die Schönheit des Thieres und seine sonstigen trefflichen Eigenschaften, endlich auch über seine Vorgänger. Einer der an der Unterhaltung Betheiligten behauptete, daß Bismarck schon mehrere Hunde dieser Race gehabt habe, und um darüber genauen Bescheid zu erhalten, wendete er sich mit seiner Frage unmittelbar an den Reichskanzler. Da er glaubte, daß Bismarck den vorhergehenden Theil des Gespräches mit angehört habe, wies er mit einer Handbewegung auf dessen Hund hin und sagte: „Durchlaucht gestatten die Frage, der wievielte von dieser Sorte ist dies schon?“ Durchlaucht aber hatte von dem vorausgehenden Gespräch nichts gehört, verstand Handbewegung und Frage falsch und erwiderte, indem er nach dem Bierglase griff und dessen Inhalt mit wohlgefälligem Schmunzeln prüfte: „Dies ist heute mein achter, aber gestern habe ich 12 Schoppen getrunken und es hat mir auch nicht geschadet.“

„Ein andermal“, erzählte Völk, „wollte das Champagnertrinken gar nicht aufhören, oder richtiger ausgedrückt, das Bier wollte ewig nicht kommen, während es sonst immer ziemlich bald aufgetragen wurde. Meine Nachbarn und ich hatten einen Heidendurst nach Bier und endlich wurde ich auserkoren, unser Verlangen beim Reichskanzler anzubringen. Ich begab mich auch gleich zu ihm und sobald ich, ohne zu stören, mich mit einer Frage an ihn wenden konnte, fragte ich, ob ich ihm ein Räthsel aufgeben könnte? Lachend bejahte er und fügte hinzu: „Es wird wahrscheinlich wieder eins sein, das nicht herauszubringen ist.“ Ich fragte ihn nun, was das Beste am Champagner sei? „Na, sehen Sie, lieber Doctor, da steckt wieder was dahinter. Ich weiß zwar viele gute Eigenschaften des

Champagners, aber das weiß ich auch, daß ich die nicht errathe, die Sie im Auge haben. Also geben Sie gleich selbst die Lösung". So sagte ich denn: „Das Beste am Champagner, Durchlaucht, ist, daß das Bier so gut darauf schmeckt!" Und es dauerte keine fünf Minuten, da saßen wir Alle beim trefflichen Münchener „Stoff", denn Bismarck hatte unverweilt anstechen lassen. —

Einmal war auch der Oberbürgermeister Fromme, einst Bismarcks Corpsbruder in Göttingen, der Gast des Kanzlers. „Stoßen wir auf die alten Farben Blau-Roth-Gold der Hannoveraner in Göttingen an, Herr Corpsbruder! rief er ihm zu, und die beiden alten Herren gedachten bei einem vollen, in einem Zuge geleerten Glase Mainwein der schönen Jugendfreuden. Schon damals antwortete Bismarck auf die Frage, was er studiere: „Diplomatie!"

Als ein Abgeordneter aus dem vormaligen Herzogthum Nassau sich den Grafen vorstellen ließ, erinnerte er daran, wie sie weiland, als Bismarck noch Bundestagsgesandter in Frankfurt gewesen, zusammen in der Nähe dieser Stadt gejagt hätten. „Ach, ja wohl", erwiderte Bismarck und schilderte nun den umstehenden meist der annektirten Provinz Nassau angehörenden Abgeordneten die ihnen bekanntesten Persönlichkeiten Nassaus und Frankfurts jener Tage mit einer Lebendigkeit, daß die Heiterkeit dieser süddeutschen Gruppe die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte. Namentlich war es die Schilderung des dicken „Daumer" mit seiner kolossalen Todesfurcht, welche die Söhne des jetzigen preußischen Regierungsbezirks Wiesbaden entzückte. Dann fuhr Bismarck fort:

„Mit diesem dicken Daumer war ich eines schönen Herbstmorgens in der Nähe von Frankfurt auch auf der Jagd gewesen. Als wir uns am Rande des Waldes hoch im Gebirge zur Rast niedersetzten, entdeckte ich zu meinem Schrecken, daß

ich kein Frühstück mit hatte. Der dicke Daumer dagegen zog eine mächtige „Wurscht“ hervor, die für mich allein gerade ausgereicht hätte und von der er mir edelmüthig die Hälfte offerirte. Das Mahl begann, ich sah das Ende meines Wurstheils herannahen. Ich hätte vor Wehmuth frankfurterisch reden mögen. Da frage ich den dicken Daumer von ungefähr: „Ach, sage Sie mir, Herr Daumer, was is doch das Weiße da unne, was aus de Zwetschebaum herausschaut?“

„Gott, Excellenz, da möchte Eim ja der Appetit vergehen, das is der Kirchhof“.

„Aber, lieber Herr Daumer, da wollen wir uns doch bei Zeiten ein Plätzchen suchen, da muß sich's wunderbar friedlich ruhen“.

„Nu, Excellenz, nu leg' i awer die Wurscht weg!“

„Der dicke Daumer blieb bei diesem Entschlusse und ich hatte mein ordentliches Frühstück.“

Ringsum anhaltende Heiterkeit.

Eine Deputation der Berliner Schuhmacher-Innung und des deutschen Schuhmacherbundes (1884.)

Am 9. Juni 1884 hatte ein Komitee, bestehend aus den Herren Köhn, 1. Obermeister der Berliner Schuhmacherinnung, L. Schumann, Vorsitzender des deutschen Schuhmacherinnungsbundes, Lütke-Berlin, Esser-Berlin, Obermeister Brüggemann-Krefeld, Krieger-Chemnitz, Lüder-Magdeburg und Glodrig-Neustadt a. S., Mitglied des Volkswirthschaftsrathes, die Ehre des Empfanges durch den Fürsten Reichskanzler. Der Empfang war ein äußerst liebenswürdiger. Obermeister Köhn überreichte dem Fürsten eine Festschrift, die Geschichte des Schuhmachergewerks von Berlin in der Zeit von 1284 bis 1884, und dankte ihm sodann für das fürsorgliche Interesse, welches er den deutschen Handwerkerbestrebungen zuwende. Herr Köhn betonte die Nothwendigkeit einer Aenderung der § 41 und 100e der G.-O. In ähnlichem Sinne äußerte sich der Vorsitzende des Schuhmacher-Innungsbundes, Herr Schumann. Dieser

wies u. a. auf den Mangel einer Fürsorge im Unfallversicherungsgesetz für diejenigen selbstständigen Handwerksmeister hin, welche gezwungen sind, für Grossisten oder sogenannte Fabrikanten zu arbeiten. Fürst Bismarck ging in seiner Erwiderung auf die Entwickelung der Arbeiterversicherung näher ein und bedauerte, das Gesetz augenblicklich nicht haben weiter ausdehnen zu können, versicherte indessen, daß es das unverrückbar ins Auge gefaßte Ziel der Regierung Sr. Majestät des Kaisers sei, allen Klassen der Handwerker und Arbeiter zu ihrem Rechte nach Billigkeit und Möglichkeit zu verhelfen. Der Kanzler beklagte sich über die verständnißlose oder übelwollende Presse, welche die verschiedenen Volksklassen gegen einander ausspiele und aufreize. Obermeister Brüggemann meinte darauf, daß, wenn Zwangskassen in der Arbeiterversicherung möglich wären, auch Zwangsinnungen zu ermöglichen sein müßten, während Obermeister Krieger die Nothwendigkeit von Invalidenkassen für Handwerksmeister hervorhob. Fürst Bismarck verhieß eine eingehende Prüfung der gestellten Forderungen, rügte aber dann auch den Mangel an Korpsgeist, der im Handwerk immer fühlbarer werde. An den Schildern lese man nicht: „Schuhmachermeister", Tischlermeister" ꝛc., sondern „Schuh- und Stiefelfabrik", „Möbel-Magazin" ꝛc. Herr Schumann hob im weiteren Verlauf des Gespräches hervor, daß bei Submissionen doch Handwerksmeister bevorzugt werden und, wo nicht gelernte Handwerker zugelassen würden, die abgelieferten Artikel doch von solchen vor der Abnahme geprüft werden sollten. Anknüpfend an den Spruch des alten Schmiedemeisters: „Landgraf werde hart", rufe er dem Fürsten zu: „Kanzler werde hart." Der Kanzler von Eisen genüge heute nicht mehr, wir brauchten einen von Stahl. Der Fürst meinte demnächst unter Hinweis auf die Ablehnung sozialpolitischer Vorlagen, für welche die Reichsregierung bei der Volksvertretung noch immer nicht

volles Verständniß gefunden habe, es wäre sehr gut, wenn auch im Reichstage praktische Handwerksmeister säßen. Nach weiteren kurzen Wechselreden entließ der Kanzler die Deputation in der huldvollsten Weise, indem er jedem Mitgliede die Hand drückte. Die Audienz hatte dreiviertel Stunden gedauert.

Jugenderinnerungen.

„Meine beiden Söhne“ — so bemerkte einmal Fürst Bismarck während des Krieges von 1870 — setzen die Tradionen meiner und ihrer Vorfahren fort, sie kämpfen gegen Frankreich. Ich hätte 1795 geboren sein müssen, um 1813 mit dabei sein zu können. Seit der Schlacht (er nannte einen undeutlichen Namen, es mußte aber ein Treffen in den Hugenottenkriegen gemeint sein) ist keiner meiner Vorväter, der nicht den Degen gegen Frankreich gezogen hätte. Mein Vater und drei seiner Brüder. Dann war mein Großvater mit bei Roßbach, mein Elternvater gegen Ludwig XIV. in den kleinen Kriegen am Rhein 1672 oder 1675, dann fochten mehrere von uns in dem dreißigjährigen Kriege auf kaiserlicher Seite, andere freilich bei den Schweden. Zuletzt noch einer, der unter den Deutschen war, die als Miethsvölker auf Seiten der Hugenotten standen.“ „Einer — ’s ist der auf dem Bilde in Schönhausen — das war ein origineller Mensch. Ich habe da noch einen Brief von ihm an seinen Schwager, da heißt es: „Das Faß Rheinwein hat mir selber achtzig Reichsthaler gekostet; wenn der Herr Schwager

das zu theuer findet, so will ich, so Gott mir das Leben läßt, es selbst austrinken." Dann: „Wenn der Herr Schwager das und das behauptet, so hoffe ich, so Gott mir das Leben läßt, daß ich ihm einmal noch näher auf den Leib kommen werde, als ihm lieb ist." Und an einer andern Stelle: „Ich habe zwölftausend Reichsthaler auf das Regiment verwendet, und die verhoffe ich, so Gott mir das Leben läßt, mit der Zeit wieder herauszuwirthschaften." — Das Herauswirthschaften, damit meinte er vermuthlich, daß man sich damals auch für die Beurlaubten und für die sonst nicht vorhandenen Mannschaften den Sold bezahlen ließ. Ja, ein Regiments-Kommandeur stand sich zu jenen Zeiten anders wie heute."

Bei einer andern Gelegenheit erzählte Fürst Bismarck von seinem Großvater August Friedrich, der bei Czaslau (17. Mai 1742) fiel. Wir haben bereits oben Seite 55 die Erinnerungen Bismarcks an denselben mitgetheilt.

Auch über seine Abstammung vom alten Derflinger hat Fürst Bismarck sich wiederholt geäußert. Der eben erwähnte Urgroßvater, August Friedrich von Bismarck, war mit einer Stephanie von Dewitz verheiratet. Deren Sohn Alexander heirathete die Christiane Charlotte Dewitz, die mit Hans Ernst von Schönfeld auf Werben vermählt war. Stephanie und Eleonore waren Schwestern, und durch diese beiden Urgroßmütter stammt Fürst Bismarck von dem berühmten preußischen Feldmarschall von Derflinger ab, der als ein protestantischer Bauernsohn seine Heimath Oesterreich verließ und seit 1654 im Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, als Enkelinnen die genannte Stephanie von Dewitz und deren Schwester hinterließ. Der Reichskanzler sprach einmal von dieser Abstammung im Frühjahr 1884 gegen seine parlamentarischen Freunde und Gäste. Als nämlich an einem der Empfangsabende der große Silberhumpen, aus welchem das Bier eingeschenkt zu werden

pflegte, leerer und leerer wurde, blickte einer der Anwesenden auf die vielen auf den Humpen angebrachten Bildnisse und Medaillons und fand endlich auch eines von dem alten Derflinger darunter. Dem Reichskanzler war die erstaunte Miene des Abgeordneten nicht entgangen und lächelnd wandte er sich dem Parlamentarier mit den Worten zu: „Der — nämlich der alte Derflinger, gehört eben auch zu den Bismarckischen Ahnen, und deshalb hat er dort an dem Humpen seinen Platz gefunden.“ Auf diese Weise wurde die Verwandtschaft zwischen dem Kanzler und dem großen brandenburgischen Feldmarschall in weiteren Kreisen bekannt.

Der Abkömmlung so vieler Helden, die für das Vaterland gekämpft haben, durfte gleichwohl (im Jahre 1871) die Äußerung thun: „Ich habe etwas Leipziger Professorenblut in den Adern.“ Seine Mutter, eine geborene Mencke war die Enkelin eines Leipziger Professors.

Bismarck hat bei verschiedenen Gelegenheiten selbst erwähnt und hervorgehoben, wie lieb ihm die Stadt Leipzig sei, als gut reichstreue Stadt. Er hat auch bei wiederholten Anlässen darauf hingewiesen, wie eng er sich mit Leipzig verbunden fühle durch seine Herkunft, insofern er von mütterlicher Seite aus einer Leipziger Gelehrtenfamilie, der Familie Mencke, stamme. Was über dieses letztere Verhältniß aber bisher in der Presse hier und da mitgetheilt worden ist, ist so dürftig und ungenau, daß unsere Leser es uns gewiß Dank wissen werden, wenn wir ihnen auf Grund sorgfältiger Forschungen darlegen, wie die Familienbeziehungen unseres Reichskanzlers zu Leipzig in Wahrheit gestaltet sind. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wirkten an der Leipziger Universität zwei Professoren Namens Mencke; Otto Mencke und Lüder Mencke. Otto Mencke gehörte der philosophischen Fakultät an und ist namentlich berühmt geworden als Begründer der ersten kritischen Zeitschrift Deutschlands, der

Acta Eruditorum, die zuerst 1862 erschien. Lüder Mencke war ein hervorragender Jurist seiner Zeit, in Leipzig insbesondere Lehrer des römischen und sächsischen Rechts. Diese beiden Professoren waren Vettern. Sie waren beide die Söhne Oldenburger Kaufleute, die Brüder gewesen waren. Otto Mencke war am 22. März 1644 in Oldenburg geboren, hatte in Leipzig und Jena studirt und sich dann in Leipzig habilitirt; Lüder Mencke war am 14. Dezember 1658 in Oldenburg geboren und hatte dann eine ähnliche Laufbahn durchgemacht. Otto Mencke starb in Leipzig am 18. Januar 1701, Lüder Mencke am 29. Juni 1726 in Leipzig oder wahrscheinlicher Gohlis bei Leipzig; er war nämlich nach dem Tode seines zweiten Schwiegervaters, des Professors der Medizin und kursächsischen Leibarztes Dr. Horn, auch Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von Gohlis geworden. Verfolgen wir nun die beiden Linien einzeln weiter. Otto Mencke hatte einen Sohn, der wieder Professor in Leipzig war und der der berühmteste des ganzen Geschlechts geworden ist: Johann Burckhard Mencke. Dieser war am 8. April 1674 zu Leipzig geboren, war Schüler der Nikolaischule, studirte in Leipzig, machte dann große Reisen und wurde 1699 in Leipzig Professor der Geschichte, 1703 kurfürstlich sächsischer Historiograph. Er ist der Herausgeber des wichtigen, und noch heute unentbehrlichen Quellenwerkes: Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum, der Fortsetzer der Acta Eruditorum, der Begründer der „Neuen Zeitschrift von gelehrten Sachen" (seit 1715) und der Verfasser zahlreicher kleiner Schriften, unter denen wohl die berühmteste die Schrift: De Charlataneria Eruditorum geworden ist. Auch Gedichte gab er heraus unter dem Namen Philander von der Linde. Verheirathet war er mit Katharina Margarethe Gleditsch, einer Tochter des Leipziger Buchhändlers Gleditsch. Gestorben ist er am 1. April 1752. Ein Sohn dieses berühmten Johann Burckhard Mencke war

Friedrich Otto Mencke, geboren am 3. August 1708 in Leipzig, gestorben am 14. März 1754. Dieser war Jurist, Rathsherr in Leipzig und ebenfalls Fortsetzer der Acta Eruditorum. Aus dieser Linie aber stammt Fürst Bismarcks Mutter nicht ab, sondern aus der Linie Lüder Menckes. Dieser hatte einen Sohn, Gottfried Ludwig Mencke, geb. am 28. Juli 1689, der Professor der Jurisprudenz in Wittenberg war und 1744 dort starb. Der Enkel Lüder Menckes, der ebenfalls Gottfried Ludwig hieß, war am 17. Mai 1712 in Leipzig geboren, wurde 1748 Professor der Jurisprudenz in Leipzig, folgte aber 1749 einem Rufe an die Universität in Helmstädt und starb dort am 24. Oktober 1762. Dessen Sohn war wiederum Anastasius Ludwig Mencke, geboren am 2. August 1762 in Helmstädt. Dieser studirte in Leipzig Jurisprudenz und betrat dann die diplomatische Laufbahn; er wurde unter Friedrich dem Großen Kabinetssecretär und starb am 5. August 1801 als Kabinetsrath in Potsdam. Seine Tochter, Louise Wilhelmine Mencke, war Fürst Bismarcks Mutter. Sie war am 24. Februar 1790 geboren und vermählte sich am 7. Juli 1806 mit dem Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck.

Fürst Bismarck hat uns über seine Mutter einige interessante Mittheilungen gemacht. Am 18. Februar 1873 wandte sich Dr. Eduard Dürre an den Fürsten Bismarck in einem Schreiben, in welchem er dem Reichskanzler die Erinnerungen mittheilte, die er aus einem Aufenthalt in Schönhausen sechszig Jahre vorher bewahrt hat. Fürst Bismarck versah diese Mittheilung mit Bleistiftnotizen und Korrekturen, in dieser Form wurden die Erinnerungen in einem biographischen Werke des Dr. Ph. Ed. Dürre, herausgegeben von Dr. C. F. Dürre, veröffentlicht. Im Februar 1813 zog Dürre, „ein Berliner Kind“, mit 12 Mitturnern, darunter zwei Söhne des Staatsraths Thaer, von Berlin nach Breslau, um dort in das

Lützowsche Corps zu treten. Mit demselben kam er während des Waffenstillstandes nach Schönhausen in Standquartier. Damals lebten zwei Bismarck'sche Familien in Schönhausen, die eine ziemlich in der Mitte des Ortes in einem Schlosse, dessen Besitzer als Eskadronchef der Lützower bei Kitzen gefangen genommen worden war; bei der von kleinen Kindern umgebenen Wirthin war Fr. Ludw. Jahn einquartiert. Aus dem Schreiben Dürre's heben wir die folgenden Stellen heraus, indem wir bemerken, daß die eingeklammerten Stellen eigenhändige Notizen des Fürsten Bismarck sind:

„In dem anderen nahegelegenen Schlosse (mein Haus) wohnte der Führer der vierten Kompagnie Herr v. Dalwigk aus Kurhessen, der liebenswürdigste Mann von der Welt, und der tapferste Soldat. Ihn besuchte ich einige Male im Schloß, fand ihn eines Nachmittags mit der Besitzerin in einer, ich weiß nicht mehr, ob durch Bäume oder Hecken gebildeten Allee (jetzt alte Lindenallee), an deren nach meinem Exercierplatz zeigenden Ende an einer Mauer (steht noch) eine Scheibe zum Pistolenschießen angebracht war — von Dalwigk war ein sehr geübter Pistolen-Schütze, allein die Dame des Hauses hatte bei mehrmaligen Versuchen ebenfalls ein sicheres Auge und eine feste Hand gezeigt (richtig). Der sechszehnjährige Oberjäger, als ich, war entzückt von der reizenden, schlanken und bei aller Freundlichkeit doch eine große Bestimmtheit in ihren Zügen tragenden Dame. Es darf daher wohl nicht verwundern, daß er sich derselben so lebhaft erinnert und bei jeder Gelegenheit sich überreden wollte, diese und keine andere Dame sei die Mutter (Ja) des so hochgefeierten Staatsmannes gewesen, den In- und Ausland bewundern. — Darf der Schreiber dieser Zeilen um Eines bitten, so wäre es: Fürst Bismarck Durchlaucht möchte ihm eigenhändig die Worte zukommen lassen: es war — oder es war nicht meine Mutter. (Es war meine Mutter und ich freue mich, daß sie in gutem Gedächtniß lebt.)

Schon früh wurde bekanntlich der kleine Otto in der Welt umhergeworfen. Als er kaum ein Jahr alt war, verließen seine Eltern Schönhausen und siedelten nach ihrem pommerschen Gute Kniephof über. Von da kam er schon im zartesten Alter wiederholt zum Besuch nach Berlin. Fürst Bismarck erinnert sich noch heute des Brandes des Berliner Schauspielhauses.

„Ich bin damals ungefähr drei Jahre alt gewesen, es war am Gendarmenmarkt auf der Mohrenstraße gegenüber dem Hotel de Brandebourg an der Ecke, eine Treppe hoch, da wohnten damals meine Eltern. Von dem Brande selbst weiß ich nicht, daß ich ihn gesehen hätte. Aber als Egoist weiß ich — vielleicht auch nur, weil man mir's hernach oft erzählt hat, wir hatten da vor den Fenstern noch so eine Stufe, auf der Stühle und der Nähtisch meiner Mutter standen. Und wie es brannte, da stieg ich hinauf und hielt an der einen Seite meine Hände an die Scheiben und zog sie gleich zurück, weil es heiß war. Hiernach ging ich an das rechte Fenster und machte es ebenso." — „Dann erinnere ich mich noch, daß ich einmal fortlief, weil mein älterer Bruder mich schlecht behandelt hatte. Ich kam bis auf die Linden, da fingen sie mich wieder ein. Ich hätte eigentlich Strafe bekommen sollen, es wurde aber Fürsprache für mich eingelegt." — Dann sprach er davon, daß er von seinem sechsten bis zu seinem zwölften Jahre in Berlin im Plamannschen Institut, einer nach den Grundsätzen Pestalozzis und Jahns eingerichteten Erziehungsanstalt, gewesen und daß er sich an die dort verlebte Zeit ungern erinnere. Es habe dort ein künstliches Spartanerthum geherrscht. Niemals habe er sich satt gegessen, ausgenommen, wenn er einmal ausgebeten gewesen sei.

Immer habe es im Institut „elastisches" Fleisch gegeben, nicht gerade hart, aber der Zahn konnte damit nicht fertig

werden. Und Mohrrüben — „roh aß ich sie recht gern, aber gekocht und harte Kartoffeln darin, viereckige Stücke!"

Mehrfach hat Fürst Bismarck in späteren Jahren diese Anstalt als ein „Zuchthaus" bezeichnet, das ihm den Genuß seiner jungen Jahre verdorben habe. Hesekiel weiß zu berichten, daß Otto das Herzblatt und der Verzug des Hauses gewesen sei. Auch wird uns von des Fürsten nächster Umgebung versichert, dem sei wirklich so gewesen, Otto habe im elterlichen Hause keine Schläge erhalten, der Vater zumal habe ihn höchlich durch Liebe verwöhnt. Andererseits ist auffallend, daß der Fürst sich oftmals über seine strenge Erziehung sehr herbe ausgesprochen hat. Unter Anderem äußerte er noch im Jahre 1872 Folgendes, was wenigstens an sich schon höchst frappant genannt werden muß: „Meine Geschlechtsfolge", sagte er, „besteht aus der Abwechselung einer geprügelten mit einer prügelnden Generation. Die Geprügelten, zu denen gehöre ich — es waren die Gelehrten, die Büchersammler; — sie vermehrten die Hausbibliothek. Da sie hart erzogen worden, machten sie es an ihren Kindern durch Liberalität wieder gut. Unsere Kinder natürlich sehen aber wieder ein, daß man sie hätte straffer zügeln müssen, und prügeln unsere Enkel!" — Hierin liegt ein greller Widerspruch mit den vorerwähnten Angaben, aber nur ein scheinbarer. Beides nämlich hatte bei Otto von Bismarck statt, anfänglich eine liebevolle, überaus verwöhnte Erziehung im Elternhause, und dann eine rauhe — wohl bis ans Rohe streifende — außer demselben, d. h. in der Plaman'schen Anstalt.

Fürst Bismarcks Erinnerungen an die ersten Jahre in Berlin sind sehr manigfaltig. Er erzählte einmal:

„Als ich noch ganz klein war, da wurde einmal ein Ball oder so was der Art gegeben, und als sich die Gesellschaft zum Essen setzte, suchte ich mir auch einen Platz und fand ihn in

irgend einer Ecke, wo mehrere Herren saßen. Die wunderten sich über den kleinen Gast, drückten sich aber dabei französisch aus. Wer das Kind wohl sein möchte? „C'est peut-être un fils de la maison ou un fi —.“ Da sagte ich ganz dreist: „C'est un fils ‚Monsieur,‘ was sie nicht wenig in Erstaunen setzte.“

„Ich besinne mich, obwohl ich damals auch noch sehr klein war, es muß im Jahre 1821 oder 1822 gewesen sein — da waren die Minister noch sehr große Thiere, angestaunt, geheimnißvoll. Da war einmal bei Schuckmann große Gesellschaft, was man damals Assemblée nannte. Was war der als Minister für ein schrecklich großes Thier! Da gingen meine Eltern auch hin. Ich weiß noch wie heute. Meine Mutter hatte lange Handschuh an, bis hier her, (er zeigte es am Oberarme), ein Kleid mit kurzer Taille, aufgebauschte Locken zu beiden Seiten und auf dem Kopfe eine große Straußenfeder.“

„Später war da ein Gesandter in Berlin, der gab auch solche Bälle, wo bis um 3 Uhr getanzt wurde, und wo es nichts zu essen setzte. Da weiß ich, daß ich und ein paar gute Freunde oft hingingen, zuletzt lehnten wir jungen Leute uns auf. Als es spät wurde, zogen wir Butterbrode aus der Tasche und verzehrten sie. Hernach, das nächste Mal, gab es zu essen, aber wir waren nicht wieder eingeladen.“

In seinem zwölften Lebensjahre kam Otto aufs Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, wo er in die Untertertia aufgenommen wurde, während sein Bruder Bernhard bereits Sekundaner war. Er wohnte nun mit diesem zusammen in der Wohnung, die seine Eltern in Berlin (Behrenstraße Nr. 53.) inne hatten. Zum Winter pflegten diese selber nach Berlin überzusiedeln, im Sommer aber sorgte „Trine Neumann“, die treue Köchin, mütterlich für die jungen Herren. Noch vor wenigen Jahren erzählte der Reichskanzler in scherzender und doch dankbarer Erinnerung:

„Trina Neumann stammte von meinem väterlichen Gute Schönhausen in der Altmark. Sie hatte uns Jungen herzlich lieb, und that Alles, was sie uns an den Augen absehen konnte. So machte sie uns zu Abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir gegen Abend ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: „Bliewt hüt nich so lange ut, dat min Kauken nich afbacken!“ und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon von weitem wie ein Rohrsperling schimpfen: „Na wart, Jungens, ut Euch wart in'n Leben nix Vernünftiges — die Kauken sind all wedder afbackt!“ Aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn sie sah, wie vortrefflich ihre „afbackten Kauken“ uns Jungen schmeckten.“

Am 31. März 1830 wurde Otto von Bismarck in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin von dem berühmten Professor und Prediger Schleiermacher konfirmirt. Der Religionsunterricht desselben blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. „Noch weiß ich genau,“ erzählte er einmal, „das Plätzchen in der Kirche, wo ich unter den Confirmanden gesessen habe und als ich dann aufgerufen wurde, und vor den Altar treten sollte, pochte mir gewaltig das Herz.“

Schon bei seiner Aufnahme in das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium hatte der junge Bismarck das besondere Wohlgefallen des Lehrers Dr. Bonnell erregt. Als einige Jahre darauf Otto von Bismarck das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium mit dem Gymnasium zum grauen Kloster vertauschte, da fügte es sich, daß auch Bonnell als Professor an das graue Kloster versetzt wurde, und Ostern 1831 kam Bismarck ganz zu Bonnell in Pension. Noch als gereifter Mann und mächtiger Kanzler hat Bismarck die Dankbarkeit gegen seinen alten treuen Lehrer niemals vergessen. Nach dem Kriege 1866 erinnerte eines Tages Direktor Bonnell den Bundeskanzler an seine früheren

Geschichtsstudien und fügte hinzu: „Ew. Excellenz haben nun selbst einen schönen Theil unserer vaterländischen Geschichte geschrieben.“ „Das nicht“, versetzte der Kanzler abwehrend, „aber doch etwas von ihren Fäden gesponnen.“

Mit Dankbarkeit gedachte Fürst Bismarck seiner Schulzeit auch in dem Schreiben, das er am 25. Dezember 1884 an das Lehrerkollegium des Gymnasiums zum grauen Kloster richtete, von welchem ihm eine Ergebenheitsadresse zugegangen war. Dieses Schreiben lautete:

„Euer Hochwohlgeboren und Ihrer Herren Collegen Schreiben vom 18. d. Mts. habe ich erhalten. Wenn ich ungeachtet der Unmöglichkeit, die mir zugegangenen wohlwollenden und ehrenvollen Kundgebungen einzeln zu beantworten, dennoch das Bedürfniß empfinde, der Ihrigen gegenüber eine Ausnahme zu machen, so werde ich dabei von der Erinnerung geleitet, welche mich mit dem Gymnasium zum grauen Kloster verbindet, aus einer Zeit, die mit Ostern 1832 abschloß, und während welcher der Vater meines ebenfalls schon zu den Vätern versammelten Kommilitonen Ernst Köpke, Direktor, und der ältere Professor Bellermann Ordinarius von Prima war. An das Gefühl meiner Dankbarkeit für die den Herren Unterzeichnern Ihres Schreibens vorangegangene Lehrer-Generation knüpfe ich gern den Ausdruck meines Dankes für die sympathische Begrüßung, mit der die Nachfolger meiner Lehrer mich beehrt haben. von Bismarck.“

Als im März 1869 die beiden Söhne des Reichskanzlers, Wilhelm und Herbert, die Abiturientenprüfung auf dem Friedrichswerder'schen Gymnasium bestanden, lud der Vater am 9. März die Prüfungskommission des Gymnasiums zu Tische. Die Unterhaltung bewegte sich ungezwungen wie gewöhnlich, da erhob sich der Kanzler mit dem Glase und sprach etwa Folgendes: „Vor 38 Jahren um dieselbe Zeit habe ich das Abi-

turientenexamen bestanden und zwar vor demselben und unter Leitung desselben Mannes, der jetzt meine beiden Söhne zu gleichem Ziel geleitet hat. Ich weiß, was ich ihm verdanke. Mögen auch meine Söhne ihm ein dankbares Andenken bewahren. Indem ich Sie, verehrte Anwesende, auffordere, auf das Wohl meines alten lieben Lehrers, des Director Bonnell, anzustoßen, verbinde ich damit zugleich den Dank an die übrigen Lehrer meiner beiden Söhne."

Ueber seine wissenschaftlichen und sonstigen Neigungen auf der Schule hat sich Fürst Bismarck in späteren Jahren ebenfalls oft ausgesprochen. Man hörte ihn z. B. einmal der Lieblingslektüre seiner Jugend, des bekannten „Theatrum Europäum" gedenken. Im übrigen sprach er sich noch vor Kurzem gegen den Maler Lenbach über seinen Mangel an künstlerischem Sinn aus. Bei der langen Pfeife eines Abends war es, daß das Gespräch mit demselben auf das Thema „Musik" kam. Ganz unverholen gestand Fürst Bismarck ein, daß er durchaus unmusikalisch sei. Er habe niemals, wie sich dessen jeder Gymnasiast aus guter Familie rühmen könne, Klavierspielen gelernt. Kurze Zeit habe er wohl Unterricht gehabt, aber nichts davon profitirt, da er kein Interesse dafür gehabt habe. Ihm seien beim Lesen der Noten stets die Thränen in die Augen getreten und während er als neugebackener Quartaner vermöge seines guten Gedächtnisses das griechische Alphabet in einer halben Stunde kapirt habe, sei es ihm stets sehr sauer geworden, die schwarzen Köpfe mit den Strichen und Vorzeichen von einander zu unterscheiden. Kurzum, er habe kein musikalisches Gehör, und auch keinen Sinn dafür. Am liebsten hätte er stets eine gute italienische Drehorgel gehört, auch eine Handharmonika, wie sie die jungen Burschen Abends auf dem Lande spielen, klinge ihm sehr angenehm, Oper und Singakademie seien ihm unbekannte Aufenthaltsorte. Sehr gern höre er noch das der

menschlichen Stimme am meisten ähnliche Cello. Er habe einmal die Oper „Troubadour" gehört, es sei ihm unbegreiflich, daß so ein junger Mann, wie der „Manrico" ein Don Juan sein könne; er sei überhaupt kein Freund der Tenoristen, wohl aber finde er an einer guten Posse und einem gesunden Kalauer Gefallen.

Bei einer anderen Gelegenheit bemerkte der Fürst, daß er als junger Mann ein rascher Läufer und tüchtiger Springer gewesen, dagegen seien seine Söhne ungewöhnlich muskelstark in den Armen. Im persönlichen Kampfe möchte er sich mit denen nicht versuchen.

Ueber seine Liebe zur Natur von Kindheit an, über seine Schwärmerei für Buchenwälder unserer nordischen Küste sind viele Aeußerungen des Fürsten Bismarck bekannt. Er bemerkte einmal, daß er Gebirgsgegenden nicht sehr liebe, erstens wegen der im Thale gewöhnlich beschränkten Aussichten, dann wegen des Auf- und Absteigens. „Ich bin mehr für die Ebene, wenn auch nicht gerade für die bei Berlin. Aber kleine Hügel mit hübschem Laubwald, schnelle klare Bäche, wie in Pommern und überhaupt an der Ostsee."

Welchen Stand wollte Bismarck ergreifen, als er auf der Schule war? Der bekannte amerikanische General Sheridan, welcher 1870 das deutsche Hauptquartier begleitete, berichtete aus einer Unterhaltung mit dem Fürsten Bismarck, derselbe habe ihm vertraulich mitgetheilt, daß er die diplomatische Karriere nur mit Widerwillen ergriffen hätte. Er träumte immer davon, Soldat zu werden. Aber auch darin mußte er dem Willen seiner Familie weichen. — Busch erwähnt in seinem bekannten Buche die Aeußerung Bismarcks: „Wenn ich Offizier geworden wäre, — ich wollte, ich wäre es — so hätte ich jetzt eine Armee, und da ständen wir nicht vor Paris — — —

Er erzählte auch, daß ein Verwandter, der bei seinen

Eltern viel gegolten, der Finanzrath Karl, Anlaß gewesen sei, daß er in Göttingen studirt habe. Er wäre da an den Hausmann gewiesen worden und hätte Mineralogie studiren sollen. „Man dachte wohl an Leopold von Buch und stellte sich's schön vor, wie der durch die Welt zu gehen und mit dem Hammer Steine von den Felsen abzuschlagen. Es kam aber anders. — — Es wäre besser gewesen, man hätte mich nach Bonn geschickt, da hätte ich Landsleute getroffen. In Göttingen hatte ich keinen Landsmann und so bin ich mit meinen Universitätsbekannten nicht eher wieder zusammengetroffen, als mit einigen durch den Reichstag." — Man nannte einen dieser Bekannten Miers aus Hamburg, und der Minister sagte: „Ja, ich entsinne mich, der schlug links, aber er konnte nicht viel!"

Auf seine Universitätszeit ist Fürst Bismarck häufig zu sprechen gekommen. Er erzählte einmal (1870), daß er als Göttinger Student in drei Semestern achtundzwanzig Mensuren gehabt habe und immer gut davon gekommen sei. — Jemand sagte: „Aber einmal haben Excellenz doch was abgekriegt. Wie hieß doch der kleine Hannoveraner? — Biedenfeld." — Er erwiderte: „Biedenweg, ja, aber klein war er auch nicht, fast so groß als ich. Das kam aber bloß davon, daß seine Klinge absprang, die wahrscheinlich schlecht eingeschraubt war. Die fuhr mir in's Gesicht und blieb stecken. Sonst habe ich niemals was bekommen. — Doch, einmal, in Greifswald war's nahe daran. Da hatten sie eine solche wunderliche Kopfbedeckung eingeführt — wie ein Kaffeebeutel von Filz — auch hatten sie Glockenschläger, an die ich nicht gewöhnt war. Ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt, ich wollte dem Gegner die Spitze von seinem Kaffeebeutel abhauen, und da gab ich mich bloß, und sein Hieb pfiff mir ganz nahe am Gesicht, doch bog ich mich noch zur rechten Zeit zurück."

„In Göttingen“, fuhr er fort, „nannte ich einmal einen Studenten einen dummen Jungen. Als er dann zu mir schickte, sagte ich, mit dem dummen Jungen hätte ich ihn nicht beleidigen wollen, sondern blos meine Ueberzeugung auszusprechen beabsichtigt.“

Später wandte sich das Gespräch der Entwickelungsgeschichte der deutschen Frage zu und da bemerkte der Minister u. A.: „Ich erinnere mich, vor dreißig und mehr Jahren, in Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um fünfundzwanzig Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewönne. Wer verlor, sollte über's Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber, um meine verlorene Wette zu bezahlen. Wie ich mich aber erkundigte, war er todt. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Coffin, Sarg. Das Merkwüdigste dabei ist, daß ich damals — 1833 — schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hülfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte.“

Fürst Bismarck ist als weiland Bruder Studio durch einige interessante universitätliche Dokumente geschildert in einem so eben erschienenen Buche: „Kulturgeschichtliche Bilder aus Göttingen“ von Dr. Meyer. U. A. ist darin das Göttinger Abgangszeugniß des flotten Studiosus Otto v. Bismarck abgedruckt, welches lautet:

„Wir Prorektor und Senat der Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Georg-August-Universität bezeugen hierdurch, daß der Studierende Leopold Eduard Otto von Bismark“ (der Name ist so, also nicht richtig geschrieben), „aus Schönhausen am 10. Mai 1832 als der Rechte Beflissener unter die Zahl der

hiesigen Studierenden aufgenommen ist und sich von der Zeit an bis jetzt Studirens halber hier selbst aufgehalten hat. Hinsichtlich seines Betragens wird bemerkt, daß, außer einigen weniger erheblichen Rügen, zehn Tage Karzer wegen Gegenwart bei einem Pistolen-Duell, sodann, neben der bedingten Unterschrift des Consilii abeundi, drei Tage Karzer wegen Gegenwart bei einem Duell und viertägiges strenges Karzer wegen Ueberschreitung des für die Gesellschaften der Studirenden vorgeschriebenen Regulativs gegen ihn erkannt worden sind.

Gegeben unter meiner, des jetzigen Prorektors Unterschrift und unter Beidrückung des Universitätssiegels."

Ueber das Verhältniß des Reichskanzlers zu seinem Göttinger Korps „Hannovera" sind in Folge eines Artikels der welfischen „Deutschen Volkszeitung" vor einiger Zeit Mittheilungen durch die Presse gegangen, welche den wirklichen Thatsachen in keiner Weise entsprechen. Das Korpsband ist dem Fürsten nicht, wie behauptet war, entzogen, weder 1866, noch später, schon aus dem Grunde nicht, weil das Korps 1866 nur fast aus norddeutschen Nichthannoveranern bestand, die politisch durchaus auf preußischer Seite standen, wenn auch Politik im Korps nicht getrieben wird. In späteren Jahren hat der Reichskanzler nicht nur wiederholt in sehr regem brieflichen Verkehr mit dem Korps gestanden, sondern demselben auch sein Portrait, ein vortreffliches Oelgemälde, verehrt. Alte Herren-Beiträge zahlt er gar nicht, also auch nicht den ihm zugeschriebenen geringsten Beitrag von 15 Mk., da solche Beiträge nur zehn Jahre lang gezahlt werden. Ebensowenig vermeidet er bei seinen Reisen den Weg über Göttingen, da er u. A. auf der Reise nach Kissingen am 30. Juli 1883 Göttingen passirte, und auf dortigem Bahnhofe sich längere Zeit mit dem Senior seines alten Korps, welches zur Begrüßung erschienen war, unterhielt, wobei er seine Freude darüber aussprach, die „alten Hannoveraner" wiederzusehen.

Fürst Bismarck bedauerte damals, der Einladung seines Korps zu dessen im Jahre 1875 abgehaltenen 50jährigem Stiftungsfeste nicht haben folgen zu können und sprach von seinen alten Korpsbrüdern Oldecop, Humäus und Wuthmann, von denen er Letzteren in Berlin vor einigen Jahren wiedergesehen habe. Und nicht nur seinem alten Korps, sondern auch der Universität, welche ihn an seinem 70. Geburtstage in einem von Rudolf von Jhering verfaßten und in den kürzlich von Dove herausgegebenen „Gedenkblättern historisch-politischen Inhalts aus der „Georgia Augusta" abgedruckten Diplom zum Ehrendoctor der Rechte promovirte, sowie der Stadt Göttingen, deren Ehrenbürger er ist, hat Fürst Bismarck stets sein warmes Interesse bewiesen, wie er schon in einem am 30. Juni 1871 nach Göttingen gesandten Briefe schrieb: „Ich bitte Sie, Sich der Fortdauer meines lebendigen von meinen Jugenderinnerungen untrennbaren Interesses für das Gedeihen der Stadt und Universität Göttingen versichert halten zu wollen." Die Angaben des Welfenblattes waren also förmlich aus der Luft gegriffen.

Man hat viel von Bismarcks „wildem Studentenleben" gefabelt. Allerdings hat er manchen kecken, wenn man sagen will, auch wilden Streich ausgeführt. Aber vieles was man erzählt, ist übertrieben. Am 70. Geburtstage des Reichskanzlers machte der damalige Berliner Universitäts-Rektor Dernburg bei einem Studentenkommers die folgende Mittheilung: „Der Berliner Universität hat Bismarck drei Semester angehört. Die Universität Göttingen hielt ihm damals das Abgangszeugniß zurück, ein halbes Jahr lang mußte er hier studiren, ehe er hier in die Reihe der Studirenden wirklich aufgenommen wurde, und als endlich das Abgangszeugniß kam, war es begleitet mit einem Straferkenntniß: „Drei Tage Karzer." Bismarck hat sie hier verbüßt, das Karzerbuch giebt noch davon Kunde: „Otto v. Bismarck, drei Tage, Erkenntniß von Göttingen. Betragen musterhaft."

Nach vollendeter Studienzeit arbeitete Herr von Bismarck bekanntlich am Berliner Stadtgericht, ging aber bald zur Regierung in Potsdam über. Aus dieser Periode stammt ein Gutachten von ihm, das damals bedeutenden Eindruck machte und noch lange nachher citirt wurde.

Es betraf die Entschädigung der durch die Verbesserungsarbeiten in der Provinz Preußen beschädigten Eigenthümer. „Wie?" sagte der Referendar, „soll man diesem Zeitgeist, der jetzt als Junker Dampf mit Höllenlärm durch alle Fluren saust, einen Freipaß geben, durch alle Gefilde, daß er alle Spuren lieber Erinnerungen unter die Füße trete?" Er schrieb weiter in seinem Berichte die klassischen Worte: „Sie können es mir nicht in Gold bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich, oder das Grab meiner Tante in einen Aalsumpf verwandeln." Kurze Zeit darauf nahm Herr von Bismarck seinen Abschied wieder, um nach Kniephof zurückzukehren.

In eine etwas spätere Zeit muß wohl die liberale Periode des Fürsten Bismarck verlegt werden, von der er in späteren Jahren so häufig und gegen so viele glaubwürdige Personen gesprochen hat, daß die Existenz einer solchen Periode nicht in Zweifel gezogen werden kann. Die Schrift: „Das Buch vom Grafen Bismarck" erwähnt, daß derselbe nach Mittheilungen aus jener Zeit mit ziemlich liberalen Ansichten noch auf den vereinigten Landtag gekommen sei. Keinesfalls ist es der vulgäre Liberalismus gewesen. Der damalige Bismarck mag dazu geneigt haben, in einem großen öffentlich verhandelnden Landesrath eine nützliche, vielleicht nothwendige Institution zu erblicken. Dies wäre für gewisse Kreise jener Zeit freilich schon sehr liberal gewesen.

Welche Meinung die Landsleute in Kniephof von Bismarck's politischen Richtungen hatten, hat dieser einmal mit den Worten erzählt: „Ja, die Bauern bei uns machten sich sehr wunderliche

Vorstellungen. Da hieß es, wir wären Etliche zusammen gewesen — junge Leute — in einem öffentlichen Lokale und hätten da etwas gegen den König gesagt, der dabei gesessen hätte, aber unerkannt. Da wäre er plötzlich aufgestanden, hätte den Mantel auseinandergeschlagen, und den Stern auf der Brust gezeigt. Die Anderen wären erschrocken, ich aber hätte mich nicht daran gekehrt und ihn grob behandelt. Da hätte ich zehn Jahre Gefängniß gekriegt und dürfte mich nicht rasiren. Nun trug ich damals einen Vollbart, was ich mir in Frankreich angewöhnt hatte, 1842 wo das eben aufkam, und so hieß es, alle Jahre in der Sylvesternacht käme der Scharfrichter, der schnitte mir ihn ab. — Es waren reiche und sonst gar nicht dumme Bauern, die das erzählten, und sie sagten es nicht, weil sie was gegen mich hatten, sondern ganz gutmüthig und voll Mitleid mit dem jungen Menschen."

Seiner einstmals liberalen Gesinnung hat Fürst Bismarck bei den verschiedensten Gelegenheiten gedacht. Man vergleiche die Unterredungen mit Jules Favre (S. 72 ff.) und Corvin (erste Sammlung, S. 113 ff).

In der Zeit, als Bismarck bei der Stargarder Landwehr-Ulanen-Eskadron eine Uebung mitmachte (1842), fiel die Begebenheit, die ihm den ersten Orden einbrachte. Diese Begebenheit ist in die Lippehner Chronik mit folgenden Worten eingetragen:

„1842, Freitag, den 24. Juni (Johannistag) gegen 5—6 Uhr Nachmittags ließ der zur Uebung hier anwesende Lieutenant Otto von Bismarck, zweiter Sohn des Rittmeisters a. D. von Bismarck, Gutsbesitzers auf Kniephof bei Naugard, in Begleitung der Herren Lieutenants von Klitzing, v. Schneuden u. s. w. — seine Pferde in hiesigem Wendelsee, zwischen der Brücke und der rechts derselben von der Stadt aus belegenen Gotthardschen Gerberbank, durch seinen Bedienten Johann August Ferdinand Hildebrand und den Ulanen Wilhelm Kühl, beide

aus Tarchelin bei Naugard schwemmen. Die Herren Lieutenants standen auf der Brücke. Hildebrand ritt mit seinem Pferde zuerst in den See. Unstreitig durch ungleich gefaßte Zügel fing das Pferd an im Kreise zu gehen; indem er es herumreißen wollte, bäumte es auf und warf seinen Reiter in die Tiefe. Der Ulan Kühl sah dies, ritt schnell hinzu, da aber das Vorland unter dem Wasser hier steil endet, so stürzte er über den Kopf des schnell heruntersinkenden Pferdes. Nun zog der Herr Lieutenant von Bismarck schnell seinen Uniformrock aus, sprang von dem mindestens 15 Fuß über dem Wasserspiegel hohen Brückengeländer in den See, riß zuerst den Kühl auf das Vorland zurück und brachte, im Uebrigen völlig bekleidet und mit Glacehandschuhen versehen, den Hildebrand, der schon Wasser geschöpft hatte, aus der Tiefe wassertretend, glücklich auf das Vorland, stellte, von ihm umfaßt, diesen, sobald er auf dem Vorland Grund erhalten hatte, auf, brachte ihn, nachdem er stehend zum Bewußtsein gekommen war, glücklich auf das Ufer, und bemühte sich, das eine, noch im See schwimmende Pferd auf die Gerberbank nach dem Gotthardschen Garten zu treiben, wo es glücklich gerettet wurde. An derselben Stelle des Sees, wo schon mancher beim Schwemmen seinen Tod fand, rettete der edle Otto v. Bismarck mit völliger Verleugnung aller Gefahr des eigenen Lebens, mit seltenem Muth und ausgezeichneter Kraftanstrengung das Leben zweier Menschen."

Im Jahre 1885 wurde darüber der „Nordd. Allg. Ztg." aus Lippehne geschrieben:

„Dieser Bericht, unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehenen niedergeschrieben, möchte den Verlauf der Sache im Allgemeinen genau darstellen, nur scheint der Zwischenfall mit dem Ulanen Kühl nicht ganz aufgeklärt, und ist es dem Einsender nicht möglich gewesen, durch eine klare und übereinstimmende Aussage noch lebender Zeugen diesen Punkt außer Zweifel zu stellen;

bedenklich bleibt es immerhin, daß in dem „Bismarckbüchlein" von Pank, dessen Darstellung Seite 22 augenscheinlich dem treuen Gedächtniß des Fürsten selbst entstammt, der Rettung des Kühl gar keine Erwähnung gethan wird. — Hinwiederum wird der Schluß des Pankschen Berichts, wonach der Superintendent dem edlen Retter im Ornat entgegengegangen ist und ihn beglückwünscht hat, in einigen Nebensachen durch eine von dem Chronisten, dem Oberpfarrer — nicht Superintendenten — Stöhr im Jahre 1866 eingetragene Randbemerkung erweitert, welche wörtlich lautet: „Was hätte man geurtheilt, als ich vor dem Herrn Lieutenant von Bismarck im Hause No. 206 in der Stube links der Eingangsthür saß und ihn nach seinem werthen Stand und Namen fragte, um die nebenstehende That hier niederschreiben zu können, wenn ich ihm hätte sagen können: Wie Sie heute Ihren Reitknecht aus dem hiesigen Wendelsee gezogen haben, werden Sie einst Deutschland aus den trüben Wassern des alle geistige Entwickelung niederhaltenden Katholizismus und der österreich-habsburgischen Hauspolitik reißend retten?" So schreibt als protestantischer Pfarrer und altpreußischer Patriot der vor einigen Jahren hochbetagt hier entschlafene Chronist, welcher übrigens die noch gewaltigere Erhebung Deutschlands, an welcher der damalige Lieutenant von Bismarck einen so hervorragenden Antheil hat, noch erleben sollte: ihm ist es zu danken, wenn über eine charakteristische Begebenheit aus dem Leben eines großen Mannes uns der sofort schriftlich fixirte Bericht eines Mitbetheiligten zu Gebote steht."

In diesem Referat befinden sich zwei Irrthümer. Zunächst hat der damalige Lieutenant Otto von Bismarck, unser heutiger Reichskanzler, den p. Kühl nicht gerettet, auch nicht retten können, weil derselbe sich viel zu weit ab von dem p. Hildebrand befand, übrigens auch keine Zeit war, sich um denselben zu kümmern. Der p. Kühl hat sich vielmehr durch Anhängen an das Pferd

aus der Gefahr befreit. Zum Anderen ist zu konstatiren, daß Herr von Bismarck in der Uniform in den See hineingesprungen ist. Das Kollet auszuziehen, fehlte es schon an der Zeit. Wir haben überdies aus der Umgebung des Reichskanzlers zuverlässig gehört, daß Fürst Bismarck sich noch jetzt genau daran erinnert, wie nach dem Rettungsakte die Uniform unter den Schultern durch die Anstrengung des Schwimmens entzweigerissen war.

Als Bismarck im Herbst 1849 von einer Reise nach Schönhausen heimkehrte, fand er das Vaterhaus mit Kränzen und Guirlanden geschmückt. Sein „sehr geliebes“, wie er seine Schwester Malwine nannte, hatte sich mit seinem treuen Jugendfreunde, dem Landrath Oskar von Arnim-Kröchelndorf, verlobt. Jetzt war die Hochzeit. Mit wehmüthigem Herzen sah Bismarck die geliebte Schwester aus dem Vaterhause scheiden, und wenige Wochen nach der Hochzeit schickte er ihr eine Epistel, die mit der bitteren Klage anhob:

„Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr einsam gefunden, ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie natürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehelichte, sich rücksichtslos verheirathen und thun, als ob sie nur in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß.“

Es waren die letzten Tage, welche Bismarck mit seinem Vater zusammen in Schönhausen verlebte. Das Hauptvergnügen des alten, schwerhörigen Herrn war die Jagd, von der er sich weder durch Wind, noch durch Wetter, noch durch den Mangel an Wild abhalten ließ. Bismarck entwirft ein Bild eines solchen Jagdtages in einem Briefe an seine Schwester. „Wir gehen nämlich — so schreibt er — bei starkem Regen oder sechs Grad Frost mit Ihle, Bellin und Karl hinaus, umstellen mit

aller jägermäßigen Vorsicht, lautlos, unter sorgfältiger Beachtung des Windes, einen Kiefernbusch, von dem wir Alle, und vielleicht auch der Vater, unumstößlich überzeugt sind, daß außer einigen holzsuchenden Weibern kein lebendiges Geschöpf darin ist. Darauf gehen Ihle und Karl und zwei Hunde unter Ausstoßung der seltsamsten und schrecklichsten Töne, besonders von Seiten Ihles, durch den Busch. Der Vater steht regungslos und aufmerksam mit schußfertigem Gewehr, als ob er wirklich ein Thier erwartete, bis Ihle dicht vor ihm schreit: „Hu, da, la, he, faß, höhä!" in den sonderbarsten Kehllauten. Dann fragt mich der Vater ganz unbefangen, ob ich nichts gesehen hätte und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: „Nein, nicht das Mindeste!" Dann gehen wir, auf das Wetter schimpfend, zu einem anderen Busch, dessen vermuthliche Ergiebigkeit an Wild Ihle mit einer recht natürlich gespielten Zuversicht zu rühmen pflegt und spielen dal segno. So geht es drei bis vier Stunden lang, ohne daß in Vater Ihle und Fingal die Passion einen Augenblick zu erkalten scheint."

Der Winter 1844—45 traf Bismarck wieder auf seiner Scholle zu Kniephof; er vertrat eine Zeit lang seinen Bruder in den Landrathsgeschäften des Naugarder Kreises, erschien auch vorübergehend als Abgeordneter zum pommerschen Provinziallandtage und war in der Landwirthschaft thätig. Er sah ein mageres Jahr kommen und gehen. „Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung", — schreibt er an seine Schwester (9. April 1845) — „einen ganzen Brief mit landwirthschaftlichen Klagen anzufüllen, über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, todte Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger, dazu pfeift Johann draußen ebenso konsequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen und ich habe nicht die Grausamkeit, es

ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor Kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheirathet. Ganz mein Fall, bis auf Stellmacher, der noch im Schoße der Zukunft raspelt. . , ."

Wir schließen diese Erinnerungen an die Jugendzeit Bismarcks mit der Vorführung einer Persönlichkeit, die ihm und seiner Familie von jener Zeit her nahe gestanden hat. Im Herbst 1889 starb der Schulze Pietsch in Schönhausen. Im Hause des Reichskanzlers in Berlin gab es laute Klage. Pietsch stand zu dem Fürsten Bismarck in einem vertraulichen Verhältniß, mehr als einmal ist er in dem Palais in der Wilhelmstraße zu Gast gewesen. Er war trotzdem ein echter und rechter Bauersmann, treu, wahrhaftig und von großer Anhänglichkeit an seinen Gutsherrn und dessen Familie. Als Schreiber dieses einst mit ihm davon sprach, daß Schönhausen stolz darauf sein könne, der Geburtsort des Kanzlers zu sein, gab er das willig zu, bemerkte aber auch bedauernd, daß Schönhausen durch den Fortgang Bismarcks einen guten Herrn verloren hätte. Ferner konnte er sich rühmen, den Kanzler, der sonst bekanntlich gewohnt ist, selbst eine gewaltige Last zu tragen, auf seinen Schultern gelegentlich einer Besichtigung von Deichbauten an der Elbe durchs Wasser getragen zu haben; er erzählte das nicht ohne Humor. Mit großer Verehrung sprach er auch von der Frau Fürstin, von ihrer unermüdlichen Thätigkeit und ihrem wirthschaftlichen Talent. Als er mir einst erzählte, er habe gelegentlich eines Besuches im Gutshause die gnädige Frau in eifriger Arbeit beim Bettstopfen und über und über mit Federn bestreut, angetroffen, konnte er die Scene so plastisch darstellen, daß man ein vollständiges Bild davon bekam. Als am 1. April 1885 das Fest im Palais des Reichskanzlers vor sich ging, befand sich auch unter den Gratulanten „Vater

Pietsch." Viele haben den schlichten Bauersmann wohl nicht beachtet.

Am 28. Juli 1847 vermählte sich Herr von Bismarck zu Reinfeld mit Frl. Johanna v. Puttkamer. Im Juni 1850 schrieb er aus Schönhausen an seine Schwester Malwine, Frau v. Arnim: „Johanna, welche augenblicklich noch in den Armen des Lieutenants Morpheus ruht, wird geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge Herbert in Dur brüllend, das Mädchen Moll, zwei singende Kindermädchen zwischen nassen Windeln und Milchflaschen, ich als liebender Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt, aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Luft dem armen Mariechen helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein zehntes Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören, mit einem „siehst Du wohl, ach, wenn das arme Kind hätte die See gebrauchen können." Das dritte Kind, Wilhelm, wurde 1852 in Frankfurt a. M. geboren.

Zwischen die Verlobung und Vermählung Bismarcks fiel sein erstes parlamentarisches Auftreten. Er erschien als Vertreter der Ritterschaft des Kreises Jerichow an Stelle des erkrankten Herrn von Brauchitsch im Vereinigten Landtage, der, von Friedrich Wilhelm IV. einberufen, in den Monaten Mai und Juni 1847 in Berlin tagte und noch ein Nachspiel nach den Märztagen von 1848 im Monat April hatte. Herr von Bismarck gehörte sodann der zweiten preußischen Kammer von 1849—1852 an.

Um für dieselbe gewählt zu werden, präsentirte er sich in verschiedenen Wahlversammlungen.

Eine solche Versammlung von zweiunddreißig Wahlmännern fand zu Rathenow in dem Gewächshause des Bölke'schen Gartens vor dem Thore statt. Dort unter den heimischen und

tropischen Pflanzen, welche die Wände des Gartenhauses schmückten, saßen die Rathenower Wahlmänner an dem langen, mit einigen Oellampen besetzten Tische und pflogen Rath, wem sie ihre Stimmen bei der bevorstehenden Abgeordnetenwahl in Brandenburg geben sollten, ob „Pochhammer“ oder „Bismarck“ ihre Losung in dem Wahlkampfe heißen sollte. Bismarck selbst hatte mitten unter ihnen an der langen Seite des Tisches Platz genommen und erhob sich auf die an ihn gerichtete Aufforderung, um die Gesichtspunkte, unter denen er die Aufgabe des Abgeordneten betrachtete, darzulegen. Er sprach nicht ganz fließend, sondern setzte öfters an, als suche er nach dem treffenden Ausdruck für die ihn bewegenden Gedanken, aber man fühlte, daß er aus seiner innersten Ueberzeugung sprach. Seine Rede war frei von allen blumenreichen Wendungen und allein auf den Eindruck berechnet, welchen die Wahrheit auf jeden unbefangenen Hörer macht.

Wer während Bismarcks Rede seine Aufmerksamkeit auf das Glasfenster in einer Seitenthüre des Gartenhauses gerichtet hätte, der würde bemerkt haben, wie ein kleiner Vorhang dort vor- und rückgeschoben wurde, und zwei neugierige Gesichter aus dem Nebenzimmer guckten. Es war das ehrliche Gesicht des Wirthes und des Gärtners Karl Bölke und das eines gewissen Heidepriem aus Schollehne. Letzterer war im Genthiner Bezirk Wahlmann und hatte hier eigentlich nichts zu schaffen, er handelte mit Holz und Stroh und verstand sich gut auf das Geschäft; jetzt reiste er in der höheren Politik und sein geröthetes Gesicht leuchtete zwischen den Zweigen der hohen Topfgewächse hindurch wie der Vollmond zwischen Blüthensträuchern.

„Wat, Bölke!“ redete Heidepriem seinen Nachbarn an, „den Bismarck wollt Ihr wählen? Der steckt ja so tief in Schulden, ich sage Ihnen, er kann kaum jappen!“

„Lassen S’ gut sind, Heidepriem,“ sagte Bölke, „der Mann ist nicht schlecht.“

„Bölke,“ sagte Heidepriem, „Ihr laßt Euch von dem Junker den Kopp verkeilen; ich sage Ihnen, der will sich durch sein Schwadronniren man bloß retten.“

„Schweigen S’ still!“ sagte Bölke; „ich will hören, was er red’t.“

— „Meine Herren,“ sagte Bismarck, in seiner Rede fortfahrend, „Jeder, der es aufrichtig mit dem Vaterlande meint, der muß jetzt die Regierung auf dem von ihr eingeschlagenen Wege unterstützen, um die Revolution, die uns Alle bedroht, zu bekämpfen. Sie würden vielleicht besser thun, wenn Sie Einen aus Ihrer Mitte wählten, etwa einen von den Herren Fabrikanten oder Kaufleuten, der Ihre Verhältnisse kennt und das Interesse seiner Vaterstadt besser vertreten würde, als ich es vermag. Wenn Sie einen Solchen finden, der zugleich unabhängig und unparteiisch genug ist, um die Sache des Landes über jedes andere Interesse zu stellen, und dem seine Privatverhältnisse erlauben, ihr in diesem Augenblicke seine ganze ganze Thätigkeit zu widmen, dann trete ich zurück.“

„Glauben Sie’s ihm nicht, Bölke!“ sagte Heidepriem; „es ist nicht sein Ernst, damit will er Ihnen bloß fangen.“

„Schweigen S’ still!“ sagte Bölke; „ich will hören, was er red’t,“

„— Wenn Sie aber in der Kammer einen Vertreter wünschen,“ fuhr Bismarck fort, „der fest entschlossen ist, die Sache des Vaterlandes zu seiner eigenen zu machen, ihr mit redlichem Willen, vollem Herzen und ganzen Kräften zu dienen, und dessen nächstes Streben darauf gerichtet sein wird, die alten Bande des Vertrauens zwischen der Krone und dem Volke wieder fester zu knüpfen, damit Gesetz und Ordnung walten, der Wohlstand und das gemeinschaftliche Interesse aller friedlichen Bürger gefördert werden, dann richten Sie Ihr Auge auf mich. Das sind meine Ansichten; wenn Sie mit mir einverstanden sind, bitte ich um Ihre Stimme.“ —

„Haben Sie's nu gehört, was es vor'n Feudaler ist?" sagte Heidepriem.

„Lassen S' gut sind," sagte Bölke, „der Pochhammer ist mir viel fataler."

„Ihr versteht Euch nicht auf die Politik, Bölke," sagte Heidepriem und wollte fortfahren, sie ihm klar zu machen, da öffnete sich plötzlich die Thüre und vor dem kleinen Strohhändler aus Schollehne stand die mächtige Gestalt des Deichhauptmannes von Schönhausen. Bismarck war, nachdem er geendet hatte, auf dem nächsten Wege, — d. h. über den Tisch fortsteigend, weil der schmale Seitengang durch Blumen und Wahlmänner gesperrt war, — auf die Thüre zugeschritten, um aus dem Nebenzimmer Hut und Ueberrock zu holen, und stand beim Anblick des ihm wohlbekannten Händlers ebenso verwundert wie die beiden Andern über das plötzliche Dazwischentreten Bismarck's.

„Potz Wetter, Heidepriem, wo kommt Ihr her? seid Ihr etwa auch Wahlmann?" fragte Bismarck.

„Ja, warum soll ich denn nicht, (Herr von) Bismarck? Ich bin Wahlmann im Genthiner Bezirk," erwiderte Jener; dabei verschluckte er das „Herr von," zur Hälfte, so daß nur Bismarck es hören konnte, Bölke nicht.

„Nun, wen werdet Ihr dort wählen?"

„Ja, det will ich Ihnen genau seggen, kenen Bismarck wählen wir nicht; denn wenn ich von Bismarcken höre, denn gruselt mir die Hut."

„Heidepriem, Ihr seid nicht klug!" —

„Ja, wer weiß, wer von uns Beide der Klügste ist, (Herr von) Bismarck!"

„Freilich, das soll sich noch zeigen," lachte Bismarck; — „was kostet der Centner Stroh bei Euch Heidepriem?" Er hörte nicht mehr die Antwort, denn Bölke hatte mittler-

weile Bismarcks gelben Ueberzieher vom Wandnagel gelangt und war beim Anziehen behülflich gewesen. Mit verbindlichem Gruße empfahl sich Bismarck den Wahlmännern und bestieg seinen draußen haltenden Kutschwagen zur Rückfahrt nach Schönhausen.

„Das ist unser Mann," sagten die Rathenower, und Heidepriem konnte noch denselben Abend nach Genthin berichten, daß von den 32 Rathenower Wahlmännern 31 Stimmen für Bismarck, eine für Pochhammer wären.

Die Stimmen der 31 Rathenower fielen bei der in Brandenburg stattfindenden Abgeordnetenwahl schwer ins Gewicht, Herr v. Bismarck wurde mit geringer Majorität für den Wahlbezirk West-Havelland gewählt.

Nachtrag.

Kaiser Alexander II., 1864.

Am 9. Juni 1864 langte Kaiser Alexander von Rußland, von dem Fürsten Gortschakoff begleitet, auf der Reise nach dem Bade Kissingen in Berlin an. Bismarck hatte am Abend des 10. die Ehre einer längeren Audienz bei dem Monarchen und fand hier keinen Grund, sein Hinüberneigen zu der Oldenburger Candidatur zu bereuen. Er sah den Kaiser von dem dringenden Wunsche auf Erhaltung des Friedens erfüllt. Wenn die Verlängerung der Waffenruhe mißlänge, sagte er, möge Preußen die Blokade ertragen, nicht nach Fühnen übergehen, nicht durch einen solchen Schritt den Zorn Englands bis zu offenem Bruche steigern. Bismarck räumte die schweren Gefahren einer solchen Wendung ein; aber, sagte er, „es giebt Uebel, welche schlimmer sind, als der Krieg, und zu diesen müßte ich einen solchen Abschluß des dänischen Streites rechnen, welcher die Deutschen in Schleswig ungedeckt ließe, dadurch für Se. Majestät den König, für sein tapferes Heer und für das preußische Volk eine schwere Demüthigung herbeiführte,

und hiermit — hier schlug er eine Saite an, welche stark in Alexanders Herzen widertönte — eine gefährliche Waffe in die Hände der Revolution liefern würde, gegen welche zu kämpfen, die Hauptaufgabe der Regierung bleibt." Der Kaiser stimmte hier lebhaft ein: „Möge Preußen stets an diesem Prinzip festhalten." „Dazu aber," bemerkte Bismarck, „wird es nöthig sein, die Umwandlung unserer äußeren Schwierigkeiten in innere zu verhüten; es kann uns nicht zugemuthet werden, die inneren Verlegenheiten, die sich das englische Cabinet durch seine dänische Politik künstlich geschaffen hat, auf Deutschland zu übertragen, und englische Cabinetsfragen auf Kosten unserer inneren Sicherheit zu schlichten."

Das Gespräch wandte sich dann auf die künftige Verfügung über die Herzogthümer. Der Kaiser drückte seine große Befriedigung über die freundliche Aufnahme der Oldenburger Candidatur in Berlin aus. Sehr eingenommen zeigte er sich dagegen in diesem Zusammenhang gegen die etwaige Möglichkeit einer preußischen Annexion. Bismarck entgegnete: „Wir würden deshalb keinen europäischen Krieg heraufbeschwören, aber wenn die Annexion uns angeboten würde, schwerlich in der Lage sein, sie abzulehnen." „Nun," sagte der Kaiser, „dahin wird es schwerlich kommen; ich wüßte nicht, wer euch ein solches Anerbieten stellen sollte." Von diesem Punkte lag der Uebergang nahe, zu einer dringenden Aufforderung zu festem Zusammenhalten mit Oesterreich, zur Vermeidung eines Sonderabkommens mit Frankreich. Bismarck erklärte: „Zu dem Letzteren würde Preußen sich nur entschließen, wenn Oesterreich oder Rußland der Dritte im Bunde wäre". Nochmals warnte der Kaiser, England nicht zu sehr zu reizen und es damit auf Frankreichs Seite hinüber zu treiben, da Napoleon höchst gefährliche Pläne spinne. Bismarck blieb darauf fest bei der Erklärung, daß England allein sich schwerlich zum Kriege entschließen würde,

Napoleon aber sich nicht verhehlen könne, daß ein Kampf am Rhein um eine deutsche Nationalsache nicht nur Deutschland einig und entschlossen finden, sondern auch eine Coalition der drei Ostmächte unvermeidlich in das Leben rufen würde. Denn keine von ihnen könne die Niederwerfung der anderen ertragen, und wenn französische Heere siegreich in Deutschland ständen, würde Rußland durch die Rücksicht auf Polen zur Theilnahme gezwungen sein, möge es seiner Neigung entsprechen oder nicht.

Der Kaiser schloß das Gespräch mit einer wiederholten Ermahnung, den Frieden Europas nicht in Gefahr zu setzen, meinte, man solle Schleswig durch eine Linie zwischen der Schlei und Flensburg theilen, bezeichnete übrigens selbst den Londoner Tractat von 1852 als einen überwundenen Standpunkt.

Druck von A. Winser, Berlin SW., Wilhelmstr. 119/120.

Robolsky, Hermann,

Unterredungen mit Bismarck

Bd.: 2

Berlin 1893